



Aufenthalt vom 25. Juli bis 11. August 1858.

Wanderung durch die alte Chinesenstadt. — Bücherladen. — Badeanstalten. — Leihhaus. — Sindenhaus. — Die Halle vereinter Wohlthätigkeit. — Das Heiligthum medicinischer Wissenschaft. — Das Stadtgefängniß. — Der Tempel der Göttinn des Meeres. — Chinesische Wirthshäuser. — Der Theegarten. — Buddhatempel. — Der Tempel des Confucius. — Taoistenkloster. — Chinesische Nonnen. — Apotheke. — Oeffentliche Schule. — Christliche Bethäuser. — Einheimische Industrie. — Denkmäler zu Ehren wohlthätiger Frauen. — Eine chinesische Patricierfamilie. — Die Wohnsttte der fremden Kaufherren. — Die Thätigkeit der Londoner Missionsgesellschaft. — Dr. Hobson. — Chinesische medicinische Werke. — Lepra Krankheit. — Die amerikanische Missionsgesellschaft. — Dr. Bridgman. — Der Volksstamm der Miao-tse. — Missionschule chinesischer Mädchen und Knaben. — Der nord-chinesische Zweig der königl. asiatischen Gesellschaft. — Sitzung zu Ehren der Mitglieder der Novara-Expedition. — Monsieur de Montigny. — Baron Gros. — Ein Zusammentreffen mit dem Täu-lai oder höchsten chinesischen Beamten der Stadt. — Die Jesuiten-Mission zu Sikkawai. — Die Pagode Long-sah. — Chinesisches Diner. — Ständchen des deutschen Gesangsvereines. — Die Deutschen in China. — Einfluß der Verträge zu Tien-Tsin und Peking auf den Welthandel. — Seide. — Thee. — Das chinesische Zuckerrohr. — Verschiedene Bambusarten zur Papiererzeugung verwendet. — Sirnißbaum. — Tackbaum. — Wachsinferkrauch. — Mosquitotabak. — Einfuhrartikel. — Opium. — Die Tai-ping-Rebellen. — Weite von Schanghai. — Ein Ceifun im chinesischen Meere. — In Sicht der Insel Puyunipet im Karolinen-Archipel.

Schanghai oder Schanghai-hien (d. h. Stadt annähernd der See) zerfällt in die eigentliche, von 24 Fuß hohen Wällen eingeschlossene Chinesenstadt, und in das, erst seit dem Jahre 1843 außerhalb der Ringmauern mit eben so viel Eleganz als Bequemlichkeit angelegte Fremdenviertel. Das alte, mit sechs Thoren versehene, aber nur an drei Punkten zugängige Schanghai

zählt auf einem Flächenraume von 9 Li oder $2\frac{1}{3}$ englischen Meilen an 250.000 Einwohner und mit der, von benachbarten Städten ab- und zufließenden Bevölkerung sogar über 400.000 Seelen. Die Gassen sind außerordentlich schmutzig und enge, zuweilen kaum so breit, daß zwei Menschen bequem einander ausweichen können, und erinnern an die Seitengäßchen Venedigs oder die sogenannten Lanes in London. Nur mit Mühe vermögen sich die Lastträger in diesem Gedränge durch beständiges Schreien und Stoßen Bahn zu brechen und weiter fort zu bewegen. Die ein bis zwei Stock hohen Häuser haben im Erdgeschoß größtentheils Verkaufsläden mit glänzenden, riesigen Aufschriften, welche, um die Neugierde des Vorübergehenden noch mehr zu fesseln, häufig quer über die schmale Gasse hängen. Das Leben, das sich hier den ganzen Tag über entwickelt, ist so großartig und mannigfaltig, daß es auf den Fremden einen noch gewaltigeren Eindruck macht, als selbst das Wogen und Treiben an einem heitern Maitag in Piccadilly oder Regentstreet. Das Unschöne, Schmutzige der meisten Erscheinungen erhöht noch die Eigenthümlichkeit des Schauspieles, und während der Besucher einerseits bald genug Ursache findet, sich aus diesem wilden Getümmel wieder herauszusehen, begegnet er andererseits auf jedem Schritte einem Gegenstande neuer Anziehung und fesselnden Interesses.

Wenn man durch das östliche Thor oder East gate, an dessen Mauern zahlreiche Todtenschädel hingerichteter Verbrecher und Rebellen dem großen Haufen zum warnenden Beispiel in Säcken und geflochtenen Körben aufgehängt sind, die Stadt betritt, so gelangt man in die China-Street, eine der Hauptgassen Schanghai's, in welcher sich die zierlichsten Verkaufsläden der Eingeborenen befinden. Dieselbe ist aber weder breiter noch reinlicher als die übrigen Gassen der Stadt und würde viel richtiger durch das Wort „Lane“ als durch Street bezeichnet sein. Wir ließen uns in den landesüblichen Sänften oder Sedan-chairs bis innerhalb der schwarzen, düstern Ringmauer tragen, und traten dann, geführt von einem befreundeten englischen Missionär, Mr. Muirhead, welcher sich uns auf das Zuverlässigste als Cicero angeboten hatte, eine Wanderung durch die Stadt an.

Wir treten ganz nahe dem östlichen Stadtthore in einen Bücherladen, in dem sich ungeheure Massen broschirter Bücher aufgehäuft befinden. Eine Anzahl Chinesen in weiten Nankinjacken, den Vorderkopf glatt geschoren und rückwärts einen Zopf, welcher bis an die Ferse reicht, beeifert sich die

Wünsche der Fremden kennen zu lernen und sie zu bedienen. Wir wurden indeß in unserem Begehren keineswegs bloß von spielender Neugierde geleitet. Ein gelehrter Landsmann, einer der gründlichsten Kenner der chinesischen Sprache, Herr Dr. Pfizmaier, hatte den Novara-Reisenden ein Verzeichniß von vierzehn seltenen chinesischen Büchern anvertraut, deren Ankauf als besonders wünschenswerth bezeichnet wurde, und wir bemühten uns nun dieselben mit Hülfe unseres, des Chinesischen kundigen Begleiters ausfindig zu machen und zu erwerben.



Stadthor von Shanghai.

Mit Ausnahme eines einzigen, gelang es, die sämmtlichen gewünschten Werke zu kaufen und dadurch den ermüdenden, stundenlangen Aufenthalt in einem engen, dumpfen Verkaufsladen bei einer tropischen Hitze reichlich zu lohnen. Zugleich kauften wir auch einige moderne chinesische Bücher, darunter einen Volksroman in 22 Bänden.

Die chinesischen Schriftsteller sind bekanntlich sehr weitläufig in der Behandlung ihres Gegenstandes, und Werke, namentlich geschichtlichen Inhaltes, von 40 bis 50 Bänden gehören in China keineswegs zu seltenen

Erscheinungen. So z. B. umfaßt Schitjisse (die 17 Historiker) 337 Theile; Mingschintschuen (Geschichte der berühmtesten Minister und Staatsmänner) 80 Bände; Singpu (das Leben merkwürdiger Personen) 122 Theile; die Encyclopädie des Matuanlin nebst den Nachträgen erreicht sogar die ungeheurere Zahl von 600 Bänden.¹ Bücher sind im Allgemeinen in China nicht kostspielig; für verhältnißmäßig wenige Dollars kann man sich bei der großen Billigkeit des Arbeitslohnes und der Erzeugungskosten eine Menge gewöhnlicher Schriften kaufen.

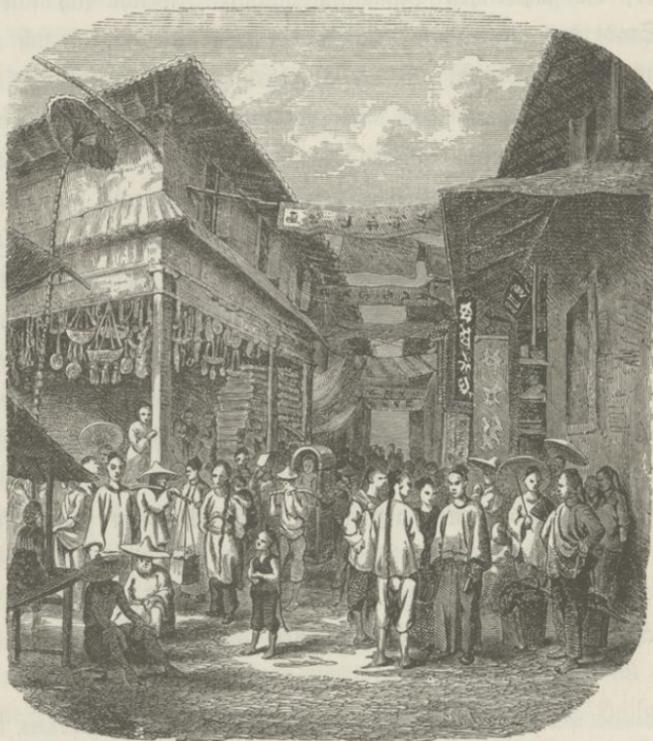
In der Nähe des Bücherladens befindet sich eine öffentliche Badeanstalt, wo man für sechzehn Kupfer-Cash (etwa 2 $\frac{1}{2}$ Kreuzer) ein Dampfbad nehmen kann, während außerdem für Aufbewahrung der Kleider 6 Cash² zu bezahlen sind. Das Bad ist allerdings nicht so elegant und comfortable wie das weitbekannte Morawez'sche Dampfbad in Wien, aber wenn man die außerordentliche Billigkeit des Preises berücksichtigt, so erscheint immerhin das Möglichste geleistet. Es ist ein großer Raum, gefüllt mit Wasserdämpfen, welche durch das Begießen von erhitzten Steinen mit heißem Wasser beständig erneuert werden, während eine Anzahl Kübel frischen Wassers zur Abkühlung bereit steht. In einer solchen Anstalt können sich in der Regel ungefähr 30 Personen zu gleicher Zeit baden, und da der Chinese, trotz seinen schmutzigen Gewohnheiten, am Körper ziemlich reinlich ist, was schon die große Sorgfalt beweist, mit welcher er seinen Kopf und seine Hände pflegt, so werden derlei Anstalten eben so häufig angetroffen als besucht.

Unser nächster Aufenthalt ist in einem Pfandhause, ein Institut, welches allem Anscheine nach in China schon längere Zeit besteht als in Europa und sowohl von reichen als auch armen Classen viel benützt wird. Im himmlischen Reiche herrscht wie bei uns die Sitte, im Sommer die Winterkleider und im Winter den Sommeranzug zu verpfänden, und zwar nicht bloß, um Geld darauf zu borgen, sondern um diese Effecten, namentlich kostbare Pelze, am sichersten und sorgfältigsten aufzubewahren. Man leiht in China gemeiniglich die Hälfte des, nach einer sehr niedern Schätzung

¹ Vgl. Güzlaff's „Geschichte des chinesischen Reiches“. Herausgegeben von Karl Friedrich Neumann. Stuttgart, Tübingen, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1847.

² Der Kupfer-Cash (sprich Käsch) ist die einzige wirkliche Landesmünze, und zwar besteht er aus einer Mischung von Kupfer, Eisen und Zinn. Sein Werth, 100 auf eine Schnur gereicht, ist veränderlich und richtet sich nach dem Verhältnisse des Verkehrs in fremden Waaren. Man rechnet durchschnittlich 1250—1300 Käsch = 1 mericanischen Dollar = 2 Gulden 20 Kreuzer österr. Währung.

bestimmten Werthes des verpfändeten Gegenstandes und läßt sich monatlich für je 500 Cash 10 Cash, oder 24 Procent jährlich bezahlen. Was am Ende von drei Jahren nicht wieder eingelöst ist, oder wofür die Interessen nicht bezahlt worden sind, wird zu Gunsten der Anstalt im Aufschlage an den Meistbietenden verkauft. Die höchsten gesetzlichen Zinsen sind 3 Procent monatlich; doch dürfen dieselben im Winter nicht 2 Procent übersteigen, damit der Arme eher im Stande sei das Verpfändete wieder einzulösen.



Strasse in Shanghai.

Der Pfandinhaber stellt Scheine für die verpfändeten Gegenstände aus, welche wieder einen gewissen Werth haben und in den Straßen verhandelt werden. Dieben bieten diese Anstalten eine vortheilhafte Gelegenheit das Gestohlene zu verwerthen und, indem sie die Pfandscheine verbergen oder vernichten, den rechtmäßigen Eigenthümer zu verhindern, wieder in dessen Besitz zu gelangen. Wenn ein Pfandinhaber durch Diebstahl oder Feuersbrunst, die in seinem Hause ausbricht, Schaden erleidet, so muß er seinen Kunden den

Werth der beschädigten Gegenstände vergüten, die sie als Pfänder bei ihm zurückgelassen. Ist jedoch das Feuer im Nachbarhause ausgebrochen, so braucht er nur die Hälfte des verursachten Schadens zu ersetzen. Die Anstalt beschäftigte an fünfzig Individuen, welche das Zufließen der Besucher und Geldausleiher fortwährend in Athem erhielt.

Höchst überraschend sind, bei der scheinbaren Gleichgültigkeit, weld sich im Allgemeinen in China gegen die arme, franke und leidende Men, seit kund giebt, die zahlreichen Humanitätsanstalten, welche sich fast in jeder größern Stadt des chinesischen Reiches vorfinden und die, wie sich in neuerer Zeit herausgestellt hat, nicht erst der Einführung des Christenthums ihre Entstehung verdanken, sondern schon lange vorher bestanden haben. So begegneten wir in mehreren Straßen Schanghai's Kinderbewahranstalten und Findelhäusern (音嬰堂), von welsch letzteren das von uns besuchte schon im Jahre 1710 durch freiwillige Beiträge gegründet worden war. Diese humane Anstalt hat ein Grundeigenthum von 30 Acres Landes, von dessen Ertrag sie, so wie von sonstigen öffentlichen Sammlungen unterhalten wird. Im Jahre 1783 sollte dieses Findlingshaus mit einem Asyl für Altersschwache und Arbeitsunfähige vereinigt werden und ein einziger reicher Chinese steuerte zu diesem Zwecke 3000 Taels¹ bei, aber man kam später von diesem Projecte wieder ab und das Findlingshaus besteht bis zur Stunde noch selbstständig fort, während arme, alte und franke Personen jeden Monat im Zollhause aus besondern Fonds theilhaft werden.

Zur Zeit unseres Besuches befanden sich 30 Säuglinge in der Anstalt, welche von ihren Müttern in einen, am Eingange in einer Nische

¹ In Schanghai wird im gewöhnlichen Verkehr nicht wie in Hongkong nach Dollars, sondern nach Taels gerechnet, eine imaginäre Münze, welche den Werth von ungefähr $1\frac{1}{3}$ Dollars ausmacht, so daß 100 Taels = $133\frac{1}{3}$ Dollars sind. Die meisten Rechnungen werden in Taels ausgestellt und sodann auf mericanische Dollars, die einzige cursirende fremde Silbermünze, reducirt. Als europäische Kaufleute zuerst mit den Söhnen des Reiches der Mitte in Berührung kamen, zahlten letztere für mericanische Dollars sogar eine Prämie, während sie für jene mit dem Bildnisse Karl's III., die sogenannten Carolus-Thaler, eine ganz besondere Vorliebe zeigten. Allmählig sank der Werth, und jetzt repräsentiren 100 Dollars nur 75 Taels. Was man öfters über eigens geprägte Schanghai-Dollars vernimmt, ist irthümlich. Es giebt weder Silber- noch Goldmünzen, welche in China selbst geprägt werden, sondern bloß Münzen von Kupfer und in einzelnen Provinzen von Eisen. Die Bezeichnung „Schanghai-Dollar“ ist gleichbedeutend mit Tael, der aber, wie schon bemerkt, ähnlich wie die Guinee in England, im Handel gar nicht vorkommt. 1 Tael = 2 Gulden 80 Kreuzer österr. Währung. Im Handel wird der Tael zu 6 Schillinge angenommen, steigt aber zuweilen im Werthe bis auf 6 Schilling 6 Pence, so daß sich oft das Verhältniß der Dollars zu Taels wie 100 : 72 herausstellt.

angebrachten Korb gelegt worden waren. Das hierbei befolgte Verfahren ist ziemlich das nämliche, wie in ähnlichen Anstalten in Europa. Nachdem das neugeborene Kind von außen in den Korb deponirt worden, wird mit einem Stäbchen auf ein in der Nähe angebrachtes dickes Bambusrohr geschlagen, worauf der Korb nach innen geschoben und der Säugling unverweilt in Pflege genommen wird. Jedes Kind hat seine eigene Amme oder Wärterinn.

Das Gebäude ist groß, geräumig und ziemlich reinlich, aber die Kinder hatten alle ohne Ausnahme ein fränkliches Aussehen und schienen namentlich viel von Ausschlägen und Augenkrankheiten zu leiden. Kein einziges Kind zählte mehr als zwei Jahre. Bemerkenswerth ist, daß sämmtliche Kinder dem weiblichen Geschlechte angehörten; von den männlichen Sprossen, selbst wenn sie unehelich sind, scheinen sich die Mütter weniger leicht zu trennen. Auch dürfte es sich bei der Rücksichtslosigkeit gegen weibliche Nachkömmlinge zuweilen ereignen, daß selbst eheliche Kinder weiblichen Geschlechtes unbeachtet in den stummen Findlingskorb gelegt werden.

Wir ließen einen der Aufseher fragen, was wohl mit diesen Kindern geschehe, wenn sie heranwachsen, konnten aber keine genügende Auskunft erhalten. Man sagte uns, dieselben würden von bemittelten Leuten, welche selbst keine Familie haben, an Kindesstatt angenommen. Allein auf Grund anderweitiger Erkundigungen haben wir weit mehr Ursache zu vermuthen, daß diese armen Waisen ein nicht unerhebliches Contingent zu jener Classe unglücklicher Wesen stellen, welche, von speculativen Pflagemüttern sorgfältig aufgezogen, ernährt und gekleidet, in geeignetem Alter an wohlhabende Chinesen als Concubinen verhandelt werden!

Eine höchst merkwürdige Humanitätsanstalt, welche selbst im christlichen Europa noch fehlt, ist Tâng-jin-tang (同仁堂), die Halle vereinter Wohlthätigkeit, im Jahre 1804 durch eine Anzahl Menschenfreunde gegründet, um die Leichen arm Verstorbener zu beerdigen. Diese Anstalt erhielt rasch durch Vermächtnisse, Geschenke und freiwillige Jahresbeiträge so reiche Zuflüsse, daß man in die Lage kam, außer dem ursprünglichen noch andere nicht minder humane Zwecke zu verfolgen. Man unterstützt verarmte Wittwen, welche angesehenen Familien angehörten, mit 700 Cash monatlich; beschenkt über 60 Jahre alte Personen, wenn sie fränklich und arbeitsunfähig waren, mit 600 Cash monatlich und theilt unentgeltlich hölzerne Särge und Grabgeräthe an diejenigen aus, welche zu arm sind, um ihre

verstorbenen Verwandten zu beerdigen. Eine andere humane Handlung der Gesellschaft besteht darin, Särge mit Todten, welche in verschiedenen Theilen der Stadt über der Erde gefunden wurden, in Gräber zu versenken. Endlich ist es die Absicht der Gründer dieser, ihrer Bezeichnung so sehr entsprechenden Anstalt, sobald es die Geldmittel zuließen, Armenschulen zu errichten, im Winter warme Kleider an Hülfslose zu spenden, so wie zum Schlachten bestimmte Thiere anzukaufen und sodann wieder frei zu lassen.

Die Verhandlungen über die Verwaltung der Anstalt werden öffentlich geführt und die jeweiligen Leiter sind verpflichtet jedes Jahr einen Rechenschaftsbericht über die Wirksamkeit derselben erscheinen zu lassen.¹ Seit ihrer Gründung hat diese Humanitäts-Anstalt mehrfache Reformen erfahren und zur Zeit, als wir dieselbe besuchten, beschränkte sich ihre Thätigkeit auf folgende drei Hauptzwecke: 1. Unterstützung alter, gebrechlicher Personen männlichen und weiblichen Geschlechtes mit 600 bis 700 Cash monatlich. Dieselben erhalten jedoch bloß Geldgeschenke, werden aber nicht in die Anstalt selbst aufgenommen oder darin verpflegt. 2. Unentgeltliche Verabreichung von verschiedenen, sogenannten Universal-Heilmitteln gegen Kopfschmerz, Magenleiden, Fieber, Diarrhöe und Krampf im Laufe der ungesunden Jahreszeit (vom Juni bis October), während in den übrigen Monaten bloß Pflaster vertheilt werden. Am 3., 8., 13., 18., 23. und 28. Tage eines jeden Monats (oder an jenem Datum, in welchen die Ziffern 3 oder 8 vorkommen) werden während der Dauer der heißen, nassen, ungesunden Jahreszeit außerdem durch chinesische Aerzte in der großen Halle an arme Kranke unentgeltliche Consultationen ertheilt. 3. Verabreichung von Särgen zur Beerdigung mittellose Verstorbenen, und zwar an ganz arme Familien unentgeltlich, an nicht ganz Unbemittelte auf Borg gegen Abzahlung. Wir sahen in einem der weitläufigen Magazine einen Sarg, welcher die Nummer 1084 trug, in den letzten drei Jahren verfertigt worden war und eben an die Reihe zur Vertheilung kam. Es wurden somit binnen 36 Monaten über 1000 Särge an arme Familien zur Beerdigung ihrer Todten verabfolgt. Als wir die Anstalt wieder verließen, bemerkten wir im Hofraume eine große Menge theils beschriebenen Papierses, theils Papierabfälle aufgehäuft.

¹ Die englische Uebersetzung eines solchen, in chinesischer Sprache verfaßten Berichtes enthält Morrison's unübertrefflich redigirte, dormalen im Buchhandel leider vergriffene Monatschrift „Chinese Repository“ für April 1845.

Auf unsere Erkundigung um die Ursache dieser Ansammlung erfuhren wir, daß selbe keineswegs in einem industriellen Zweck, sondern bloß in der hohen Achtung der Chinesen für alles Geschriebene ihren Grund habe. Letztere halten die geschriebenen Buchstaben gewissermaßen für heilig und wollen daher verhüten, daß irgend ein beschriebenes Blatt Papier in unrechte Hände gerathe und damit ein Mißbrauch geschehe. Daher bezahlt die Genossenschaft für jedes Pfund alter beschriebener Papierabfälle, welche arme Leute in den Straßen von Schanghai auflesen und an die Anstalt abliefern, 3 Kupfer-Cash und läßt dann die ganze aufgehäuften Masse zu einer gewissen Zeit des Jahres verbrennen.

Dicht angebaut an diese „Halle vereinter Wohlthätigkeit“ befindet sich das Heiligthum medicinischer Wissenschaft oder, wie uns Mr. Muirhead die riesige chinesische Aufschrift über dem Eingange übersezte: „The sacrificial hall of medical faculty“. Es ist dies ein, auf Kosten der Nation zu Ehren eines berühmten chinesischen Arztes errichteter Tempel, in welchem dessen Standbild, in Lebensgröße aus Holz geschnitten und reich vergoldet, auf einer altarartigen Erhöhung aufgestellt ist. Ein Theil der Kleidung des göttlich Verehrten besteht aus riesigen Blättern, während er in den gefalteten Händen eine Lotosblume hält. Ueber dieses Idol stehen in goldener Lapidarschrift im Chinesischen die Worte: „Für alle Zeiten der weise Lehrer“; und daneben: „Der göttliche Naturpfleger und geheiligte Herrscher“.

Dieser berühmte Arzt soll viele Experimente mit neuen Heilstoffen zuerst an sich selbst angestellt, und nach der Volksmeinung die Eigenschaft besessen haben, alle Vorgänge im Innern des menschlichen Organismus wahrzunehmen und den Sitz des Uebels zu erkennen, indem er ein Stück gewöhnlichen Fensterglases auf die Magengrube des Patienten legte.

In der Nähe der sogenannten „Halle der Gerechtigkeit“ befindet sich das Stadtgefängniß oder Tschihin, in welchem sich zur Zeit unseres Besuches ungefähr 100 Gefangene in verschiedenen Räumen in Verwahrung befanden. In der Abtheilung für die schwersten Verbrecher sahen wir gegen 40 Gefangene mit schweren Eisen an Händen und Füßen. Drei derselben waren in niedere, hölzerne Kästche von 3 Fuß Höhe, 3 Fuß Breite und 4 Fuß Tiefe eingesperrt und mittelst eiserner durchlaufender Ketten mit einander verbunden. Zugleich trugen sie schwere Eisenringe an den Füßen. Einer der Unglücklichen mußte 70 Tage, die beiden anderen 60 Tage in

dieser schauerlichen Position bleiben, ohne während der ganzen Strafzeit auch nur einen Moment lang den Käfig verlassen zu dürfen, welcher am Boden, gleich einer Hühnersteige, mit Sprossen versehen und durchbrochen war. Ihre Nahrung bestand in Reis und Gemüse. Der eigenen Aussage nach, hatten die drei Gefangenen diese furchtbare Strafe in Folge einer Schlägerei zu erdulden, allein wir vermuthen, daß derselben ein ernsteres Vergehen zu Grunde lag. Wir schenkten den Aermsten einige Silberstücke. Ein jeder verwahrte die Gabe hastig in einer Ecke des Käfigs und schien in seinem Zustande doppelt den Werth eines Metalles zu fühlen, welches, namentlich in China, von so gewaltiger, unfehlbarer Wirkung ist.

Ein ganz eigenthümliches Institut ist Wei-kwan, eine Art Rathhaus, an der Nordostseite der Stadt zwischen dem Walle und dem Flusse gelegen, in welchem alle Handelsstreitigkeiten durch Kaufleute selbst geschlichtet werden, und mit dem zugleich ein Tempel zu Ehren der Göttinn des Meeres (tien-mú) in Verbindung steht. Mitten im Hofraume befindet sich eine große zierlich geformte, eiserne Pfanne (schang-lú), in welcher von den, die Halle besuchenden Kaufleuten und Matrosen Papierstreifen verbrannt werden, auf denen die Wünsche der Opfernden verzeichnet stehen. Auch Geld, Früchte u. s. w. werden hier gespendet, und chinesische Seefahrer, deren Dschunken während eines Sturmes unbeschädigt geblieben oder gerettet wurden, bringen aus Dankbarkeit kleine, zierliche Modelle ihrer Schiffe dar, welche in verschiedenen Theilen des Gebäudes aufgestellt sind. Diese Halle wurde während der Sung-Dynastie (1270) gegründet, wo einige Chinesen wahrzunehmen glaubten, daß die brausende Fluth des Whampoa-Flusses, als sie an diese Stelle kam, sich besänftigte, und daher dieser Erscheinung eine wunderbare Deutung gaben. Unter den Yuen- und Min-Dynastien wurde der Tempel wiederholt geplündert und niedergebrannt, durch den Einfluß eines Tao-Priesters aber wieder aufgebaut. Im Jahre 1735 befahl ein kaiserliches Edict die zeitweise Vornahme gewisser religiöser Ceremonien, eine Vorschrift, die bis jetzt befolgt wird.

Dem Antlitze der Göttinn des Meeres (auch Kwan-yin, Königin des Himmels genannt), einer im Hintergrunde des Hofraumes aufgestellten lebensgroßen Figur gegenüber¹ ist eine große Schaubühne errichtet, wo zu

¹ Wir sahen die Königin des Himmels (Kwan-yin) zuweilen auch mit einem Kinde in ihren Armen abgebildet und befinden uns selbst im Besitze eines solchen Schnitzwerkes, welches wir in einem Laden

deren Erheiterung zeitweise von zehn Uhr früh bis zum Einbruche der Nacht chinesische Theaterstücke aufgeführt werden.

In einem Theile der umfangreichen Baute befindet sich gleichfalls eine Anzahl von Wohnungen für chinesische Kaufleute, welche aus dem Innern des Reiches nach Schanghai kommen und dajelbst keine Freunde oder Verwandte haben, bei welchen sie Unterkunft finden konnten; denn öffentliche Gasthäuser werden in China nur von den untersten Volksclassen zur Unterkunft gewählt. Wir traten in einige dieser chinesischen Hôtels ein, an denen wir gerade vorüberkamen, und besichtigten die Speiselocalitäten sowohl, als auch die Schlafräume, welche sich gemeiniglich im ersten Stockwerke befinden. Man bezahlt 100 bis 140 Cash täglich für Wohnung und Kost oder 20 bis 40 Cash per Nacht für eine Schlafstelle. Das schmutzige, düstere, spelunkenartige Aussehen der einzelnen Räume macht den Aufenthalt in denselben unheimlich. Die Gerichte, welche verabreicht werden, bestehen gewöhnlich in Reis, Gemüse, Fischen. Auf dem Lande kommen Aufenthalt und Verköstigung in Wirthshäusern noch billiger zu stehen und der berühmte, hochverdiente englische Missionär Dr. Medhurst, welcher es bereits im Jahre 1845 wagte einen großen Theil der Seiden- und Theedistricte als Chineser verkleidet zu durchwandern, erzählt, daß er für Abendessen, Nachtlager und Frühstück am nächsten Morgen zusammen gar nur 80 Cash oder ungefähr 13 Kreuzer bezahlte!¹ Viel häufiger als Speisehäuser trifft man in den Straßen von Schanghai Theehäuser, wo man für 6 Cash eine Tasse Thee bekommt. Die Räumlichkeiten sind, ganz ähnlich unseren Kaffeehäusern, mit kleinen Tischen, Stühlen und Bänken eingerichtet. So oft ein Gast eintritt und sich niedersezt, bringt ein chinesischer Aufwärter eine Tasse, wirft die übliche Quantität Theeblätter hinein und gießt kochendes

Schanghai's kaufen. Die zierliche Statue scheint eine beliebte Hauptgöttheit der Chinesen zu sein, welche deren kleine Hausaltäre schmückt, und die besonders von Frauen verehrt wird, welche gerne Mütter werden möchten. Die auffallende Aehnlichkeit dieser Darstellung mit jener der heiligen Jungfrau, wie wir sie, das Jesuskind im Arme, in katholischen Kirchen abgebildet erblicken, mußte unwillkürlich die Vermuthung auftauchen lassen, daß hier eine Verquickung des Buddhismus mit dem Katholicismus stattgefunden habe, oder daß wenigstens schon den ersten Buddhisten der christliche Glaube nicht völlig unbekannt war. Allein wenn die Aehnlichkeit beider Darstellungen keine zufällige ist, so dürfte wohl angenommen werden, daß sich hier derselbe Umstand wiederholt, wie bei gewissen christlichen Legenden, welchen Reisende zuweilen bei Volksstämmen wieder begegnen, die der Strahl christlicher Cultur noch nicht berührte.

¹ Die Preise der einzelnen Gerichte u. s. w. sind: Für eine Schale Reis 12 Cash (Käsch), für eine Schale Gemüse 12 Cash, für eine Tasse Thee 6 Cash, für Frühstück (bestehend gleichfalls in Reis Gemüse und Thee) 30 Cash, für Feuerung, Bett und Bedienung 20 Cash.

Wasser darauf. Nach wenigen Minuten wird nun diese heiße, hellgelbe Flüssigkeit ohne Milch und ohne Zucker hinabgeschlürft, unbekümmert um die in der Tasse herum schwimmenden Blätter, welche gewöhnlich für einen zweiten und dritten Aufguß dienen. Diese Theehäuser sind den ganzen Tag mit Besuchern besetzt, welche hier, bei einer Tasse Thee und einem Pfeisichen ölgetränktem Tabaks (Cigarren raucht der Chinese in der Regel niemals) theils Geschäfte abmachen, theils sorglos sich die Zeit vertreiben.

Der Hauptvergnügungsort der einheimischen Bevölkerung Schanghai's ist aber der Theegarten (Tschin-huang-mian) oder Tempel des Kaisers, welcher zahlreiche Gartenanlagen und Verkaufsläden umfaßt und in welchem Gaukler, Sänger, Spieler, Wahrsager, Musikanten und Possenreißer ihr Unwesen treiben. Die ganze Anlage ist höchst charakteristisch für das Barocke und Bizarre des chinesischen Geschmacks. Künstliche Canäle und Teiche mit übelriechendem, grünem, stagnirendem Wasser, in dem Lotosblumen ihre üppigen weißen Blüthen öffnen, zahlreiche Bickzackbrücken mit zierlich geschnitzten Geländern, Inseln mit künstlich aufgemauerten Felsen, Grotten, unterirdische Gänge, Pavillons von allen Größen und Formen mit bombastischen Sinnprüchen, sind die Hauptbestandtheile des chinesischen Volksgartens, welcher, auf Staatskosten errichtet, in jeder größern Stadt besteht, und in dem von Morgen bis Abend eine ungeheuere Menschenmenge, welche Belustigung, Zerstreuung oder Gewinn sucht, unaufhörlich auf- und abwogt. Nicht alle Theile des Theegartens sind jedoch dem Volke zugänglich, dem ersten Beamten der Stadt (Täu-tái) ist stets ein abgeschlossener Theil für sein Vergnügen reservirt. Derselbe enthält, von hohen Mauern umgeben, einige zierliche Anlagen, welche durch die vielen, mit großer Sorgfalt gezogenen Zwerggewächse überraschen, dann Grotten, künstliche Felsenhügel, Lusthäuser u. s. w. Hier bringt der oberste Beamte der Stadt zuweilen die heißesten Stunden des Tages zu und ruht aus, ungestört von den Sorgen seines ernstern Berufes. Alle chinesischen Gärten haben einen ähnlichen Charakter wie dieser öffentliche Vergnügungsort; ein Park ohne künstliche Inseln und hölzerne Brücken, ohne Canäle statt Pfade, ohne Teiche mit stagnirendem Wasser, dichtbedeckt mit den breiten Nelumbium-Blättern, würde in den Augen eines Chinesen seiner Hauptannehmlichkeit und seines größten Reizes entbehren.

Dicht neben dem Theegarten liegt der größte Buddhatempel der inneren Stadt, in welchem den ganzen Tag über gläubige Chinesinnen vor den Gözen



Garden in Shanghai.

knien und unter fortwährenden Verbeugungen gewisse Gebetformeln herabmurmeln. Wie alles in China, so werden auch die religiösen Verrichtungen handwerksmäßig betrieben. Man glaubt genug zu thun, wenn man gewisse äußerliche Ceremonien erfüllt. Der Zustand der meisten Tempel, die Verwahrlosung der einen, die mannigfaltige Art der Verwendung der andern zeigen, daß der Chinese für die Heilighaltung solcher Andachtsorte entweder keinen Sinn hat, oder derselben wenig Werth beilegt. Von Männern werden die Tempel selten besucht. Nur chinesische Frauen nehmen in ihren Herzensnöthen zur Gottheit ihre Zuflucht. Häufig sieht man eine oder die andere der Betenden dem in der Vorhalle sitzenden Tempeldiener sich nähern, um gegen Vorausbezahlung von einigen Cash sich das Horoskop stellen zu lassen. Zu diesem Ende schüttelt sie einen, mit dünnen Stäbchen gefüllten Drakföcher aus Bambusrohr mit devotem Eifer so lange, bis eines der Stäbchen herauspringt. Die auf jedem einzelnen Stäbchen geschriebenen Worte dienen dem Drakeldeuter als untrügliche Zeichen, um in einem der, vor ihm aufgeschlagenen Bücher chinesischer Weisheit den Ausspruch der Gottheit in Bezug auf die, von der Bittstellerin gehegten Wünsche zu erfahren. Die vorzüglichste Einnahme der Tempel und ihrer Diener besteht aber in dem Verkaufe von glänzendem Gold- und Silberpapier,¹ welches im Cultus der Chinesen eine so wichtige Rolle spielt und bei ernstern wie bei heiteren Anlässen in ungeheuren Massen in einem riesigen Aschenbecken verbrannt wird.

Erbaulicher als das Innere des großen Buddhistentempels mit dessen zahlreichen dickbauchigen, theils freundlich schmunzelnden, theils mürrisch drohenden Göttergestalten in buntfarbigen schimmernden Gewändern, ist der Anblick des Confucius-Tempels² in einem entlegenen Theile der Stadt. In diesem weitläufigen, eben so schönen als einfachen Gebäude mit zahlreichen Hallen und Gängen legen die Schüler ihre Staatsexamina ab, hier verrichten Regierungsbeamte zu gewissen Zeiten des Jahres religiöse Ceremonien, hier versammeln sich gelehrte Männer, um über wichtige Fragen zu discutiren. Die Haupthalle ist an ihren röthlichen Wänden mit chinesischen

¹ Dieses bemalte und beschriebene Opferpapier wird im Canton-Englisch gewöhnlich Joss-paper oder Sycee-paper genannt, weil die auf demselben an die Gottheit gerichteten Wünsche sich meistentheils auf Reichthum und Silberbarren (Sycee) beziehen, welche der Betende zu erlangen strebt.

² Eigentlich Kong-fu-tseu, woraus die Europäer in lateinischer Formation das Wort Confucius gebildet haben. Kong-fu-tseu (häufig auch nur Kong-tse geschrieben) wurde im Jahre 550 v. Chr. in der Stadt Kio-fu-hien, in der heutigen Provinz Schan-tung, geboren.

und tatarischen Inschriften bedeckt, welche sich alle auf Confucius, seine Lehren und seine Weisheit beziehen. Mehrere an verschiedenen Punkten angebrachte Tafeln belehren den Besucher durch ihren Inhalt, daß dieses Gebäude bestimmt ist „den Tugendhaften zu erziehen, den Begabten auszubilden“. Gleichzeitig wird Jedermann, der diese Stelle in einer Sänfte oder zu Pferd passirt, sei es ein Staatsbeamter oder einer aus dem Volke, aufgefordert, sein Behikel zu verlassen und den geweihten Ort zu Fuß zu überschreiten. Ueber dem Eingange rechts steht: „Seine Tugend ist gleich jener des Himmels und der Erde“; und über dem Thore links heißt es: „Seine Lehre übertrifft jene der alten und der modernen Weisen“. Hinter dem Tempel befindet sich ein kleineres, den fünf Ahnen von Confucius gewidmetes Gebäude. Eben so ist der Tempel von verschiedenen Hallen umgeben, welche, wie ihre bombastischen Aufschriften andeuten, alle bestimmt sind die Wissenschaft zu ehren. Einer dieser Räume ist dem Gotte der Literatur geweiht, ein anderer dem Schutzgeiste des Wissens. Dieser letztere ist seltsamer Weise durch eine Figur dargestellt, welche, in einer Hand einen Griffel, in der andern einen Klumpen Silber haltend, wahrscheinlich andeuten soll, daß man „durch Wissen zu Reichthum gelangt“.

Gleich dem Theegarten giebt es auch fast in jeder Stadt China's einen Tempel zu Ehren des großen Lehrers Kong-fu-tse, an dessen Weisheit und Moral sich noch heute, mehr als 2400 Jahre nach seinem Erdenwallen, nicht bloß sein eigenes Volk, sondern alle für das Edle und Erhabene empfängliche Gemüther der Erde erbauen und erfreuen.

Von den Klöstern der Stadt besuchten wir ein Taouistenkloster, Dukung oder der große Spiegel (wahrscheinlich der Tugend) genannt, wo auch Fremde, wenn sie Empfehlungen mitbringen, gegen Bezahlung von 150 Cash täglich Aufnahme und Verpflegung finden. Dieses Kloster, welches nur von 5 oder 6 chinesischen Mönchen bewohnt wird, liegt dicht am Wall und gewährt eine der vortheilhaftesten Ansichten über die ganze Stadt.

Die Taouisten, welche dem „tao“, dem „Wege der Erkenntniß“ folgen, und genauerer Einsicht in die geheimen Kräfte der Natur, gründlicherer Kenntnisse und einer gewissen Macht über die guten und bösen Geister sich rühmen, sind Anhänger der Lehre Lao-tse's,¹ und haben im Lande eine große

¹ Lao-tse (Lao-tseu) geboren 604 vor Chr. Geb. im Dorfe Kiao-Schin im Königreiche Tschu, bekleidete die Stelle eines Archivars am Hofe der Tschou-Dynastie. In seinem „Buche der Weisheit“



Vorhof des grossen Kuddja-Tempels in Shanghai.

Verbreitung, obgleich sie gegenwärtig, da sie sich immer tiefer in ein müßiges, beschauliches Leben verloren und von jeder Cultur ferne hielten, nur mehr wenig Ansehen genießen. Es ist wohl nur ein Zufall, daß sich ganz in der Nähe der Taoisten ein Frauenkloster, das der „weißen Nonnen,“ befindet, ein kleines, ebenerdiges, aber äußerst reinlich und nett gehaltenes Gebäude. Wir trafen daselbst sechs buddhistische Nonnen mit ganz geschorenen Köpfen und langen weißen Kleidern, was ihnen ein völlig männliches Aussehen gab. Sie empfingen uns überaus freundlich und führten uns mit großer Zuverlässigkeit in den verschiedenen Räumlichkeiten herum. Es waren meist Wittwen, welche hier in stiller Zurückgezogenheit ihr Leben zubringen und sich mit der Anfertigung von Gegenständen für den buddhistischen Cultus, wie z. B. von Räucherkerzchen, Lichtern, bedrucktem Opferpapier u. s. w., beschäftigen, wodurch sie zugleich ihren Unterhalt verdienen. Diese Anstalten (Ni-Koo) sind hauptsächlich durch Vermächtnisse und Geschenke frommer Chinesen gegründet und dienen namentlich dazu, armen, hilflosen oder lebensmüden Frauen ein Asyl zu bieten. Viele Wittwen ziehen sich in solche Friedensstätten zurück, um ihr Leben fern vom Geräusche der Welt mit Gebeten und Werken der Nächstenliebe zu beschließen. Indes sollen, wie man uns wiederholt klagte, in diesen buddhistischen Klöstern nicht immer bloß fromme Zwecke verfolgt werden und die Gewebe von Intriguen und Liebesabenteuern, welche in denselben zuweilen gesponnen werden, haben nicht wenig beigetragen das Ansehen dieser religiösen Genossenschaften zu untergraben und ihren Fortbestand zu gefährden. Ein Volk von solcher materieller Lebensanschauung und solcher Ameisenemsigkeit wie die Chinesen, das nur wenige Ruhetage im Laufe eines langen Jahres kennt, blickt unwillkürlich mit argwöhnischem Auge auf religiöse Genossenschaften, welche, ohne durch physische oder geistige Arbeit das Wohl der Mitbürger irgendwie zu fördern, in Behagen und Sorglosigkeit die Zeit verbringen.

(Tao te king) finden sich folgende merkwürdige Worte: „Die Norm der Alten ist gewesen, das Volk nicht zu erleuchten, sondern es dumm zu machen. Ein geschicktes Volk ist schwer zu regieren. Deshalb sagt man: Wer ein Reich in Weisheit regiert, der ist der Zerstörer des Reiches; wer ein Reich in Dummheit regiert, der ist der Erhalter des Reiches. In der Familie, in der Schule, werden die Kinder unter Götzenbildern aufgezogen. Kommen sie des Morgens in die Schule, so lehrt man sie das Bild des Kong-tse verehren. Diese Sitte muß alsbald abgeschafft werden.“ Vergleiche J. K. Macouffer: Geschichte von Ostasien, für Freunde der Geschichte der Menschheit. Leipzig, Brockhaus. 1859. Bd. II, Seite 64, und A. S. Neumann: Ostasiatische Geschichte. Leipzig, W. Engelmann. 1861. Seite 129.

Auf unserer Wanderung durch die Straßen von Schanghai traten wir auch in eine chinesische Apotheke (Yak-tien) ein, welche zwar in ihrer äußeren Erscheinung einer europäischen ziemlich ähnlich sieht, sich dagegen von dieser wesentlich unterscheidet, sobald man nur Detailbetrachtungen anstellt. Die chinesische *Materia medica* ist überaus reich an Heilstoffen, deren Wahl und Verwendung zuweilen höchst bizarr genannt werden muß.

Man kennt bis jetzt, nach den neuesten Untersuchungen des Dr. Hobson, auf dessen große Verdienste um die Verbreitung der europäischen Heilwissenschaft in China wir später ausführlich zurückkommen werden, an 442 Heilstoffe aus den drei Natureichen, welche in einer wohlaffortirten chinesischen Apotheke vorrätzig sein müssen, und zwar gehören davon 314 dem Pflanzen-, 78 dem Thier- und 50 dem Mineralreiche an. Wir wollen indeß hier blos die wunderlichsten Stoffe anführen, deren sich chinesische Aerzte zur Bereitung von Arzneien bedienen, wie z. B. Vogelnester, getrocknete rothgefleckte Eidechsen, die frischen Spitzen des Hirschhornes, Schildpatt, Hundesfleisch, Thierknochen, verschiedene Präparate aus Theilen des menschlichen Körpers, Walfischzähne, Austernschalen, Schlangenhaut, Haifischmagen und Haifischflossen, Sehnen von Rehen und Büffeln, getrocknete Seidenwürmer, deren Larven und Excremente, Raspelspane von Bambus, Bären-galle, Präparate aus menschlichen Excrementen, Raspelspane von Rhinoceros- und Antilopenhörnern, Kaninchenkoth, Tintenfischbein, getrockneten Firniß, getrocknete Blutegel und Erdwürmer, rothen Marmor, Elfenbein-Abfälle, Präparate von Kröten, Petrefacten, altes Kupfergeld,¹ Schneewasser,² Menschenmilch³ u. s. w.

¹ Kupfermünzen, unter einem Herrscher geprägt, an dessen Regierungsperiode sich gewisse denkwürdige Ereignisse knüpfen, haben großen Werth als heilbringende Amulette. Einigen derselben, z. B. jenen der Ming- und Sing-Dynastie, werden ganz besondere Heilkräfte zugemuthet. Die Münzen des Herrschers Tching-tä (1506 bis 1522) sind unfehlbare Schutzmittel gegen die Gefahren der Schwangerschaft und in den Krankheiten derselben. Andere werden als prophylaktische Mittel hoch in Ehren gehalten. Die Anwendungsmethode besteht darin, daß sie der Kranke an einer Schnur, bei mehreren Stücken in einer vorgeschriebenen Reihenfolge, am Leibe trägt.

² Dem Wasser trauen die Chinesen überhaupt die größten Heilkräfte zu, und sie wenden es daher gegen eine Anzahl der mannigfaltigsten Leiden in den verschiedensten Formen an. Das kalte, laue, warme und heiße Wasser, so wie Schnee- und Eiswasser sind gesonderte Medicamente, eben so Regenwasser, Quell- und Flußwasser, Brakwasser, der Thau, das Wasser im Fluße, welches einen Wirbel bildet, das gekochte Wasser, der Dampf.

³ Die chinesischen Weiber erhalten sich, ganz abgesehen von dem Brauche, ihre Kinder zwei bis drei Jahre hindurch und oft noch länger zu stillen, auch aus Speculation in einem continuirlichen Milchstande, und decken auf diese seltsame Weise das Deficit, welches bei der unzureichenden Menge von Kuhmilch zwischen dem Marktdarfe und dem wirklichen Vorrath an Thiermilch entsteht. Ein Chineser,

Diese Heilstoffe kommen aus den verschiedenen Theilen China's sowohl, als auch aus Japan, Siam und der Malakkastraße und bilden daher eben so wichtige als einträgliche Handelsartikel. Viele derselben werden in rohem Zustande in den Apotheken verkauft und dienen bloß als sympathetische Mittel, als Amulette, oder überhaupt zum äußerlichen Gebrauche. Die chinesischen Apotheker verkaufen ihre Medicamente meistens in Pulver- oder Pillenform. Letztere werden gewöhnlich zur bessern und leichtern Aufbewahrung mit einer Hülle aus Bienenwachs umgeben, so daß das Medicament, wie es aus dem Apothekerladen kommt, jenen Wachsstückchen ähnlich sieht, deren sich deutsche Hausfrauen zur Glättung des Zwirnes bedienen. Ein jedes solches Kügelchen enthält 4 bis 6 Pillen, tzi-páu-tan oder sehr kostbare Pillen genannt, welche als eine Art Universalmittel gegen Fieber, Magenleiden, Kopfschmerz u. s. w. gebraucht werden.

Der geschätzteste und kostbarste Heilstoff der chinesischen Apotheke ist aber die Ginsengwurzel (*Panax Ginseng* oder *Panax quinquefolia*), welche hauptsächlich in der Mandchurei und den Wildnissen nördlich von Korea gefunden wird. Der Umstand, daß der Ginseng noch fortwährend Monopol der chinesischen Regierung, und nur wenigen bevorzugten Unterthanen gestattet ist, eine gewisse Quantität desselben gegen das gleiche Gewicht in reinem Golde alljährlich kaufen zu dürfen, trägt wohl mehr als dessen wirkliche Heilkraft zu dem Ruhme einer Panacee bei, den er genießt. Die Wurzeln sind von der Größe und Dicke des kleinen Fingers am menschlichen Körper, und brechen, wenn sie gebogen werden, kurz ab. Gereinigt werden sie durchscheinend und erlangen eine dunkle, bernsteingelbe Farbe.

Man verkauft in den chinesischen Apotheken drei verschiedene Qualitäten Ginseng. Ein Leang (Unze) der besten (größten und reinsten) Sorte kostet bis 50 Dollars, die mittlere 5 Dollars, die mindeste 1 Dollar. Die Ginsengwurzel wird zwar auch in Virginien, Pennsylvanien



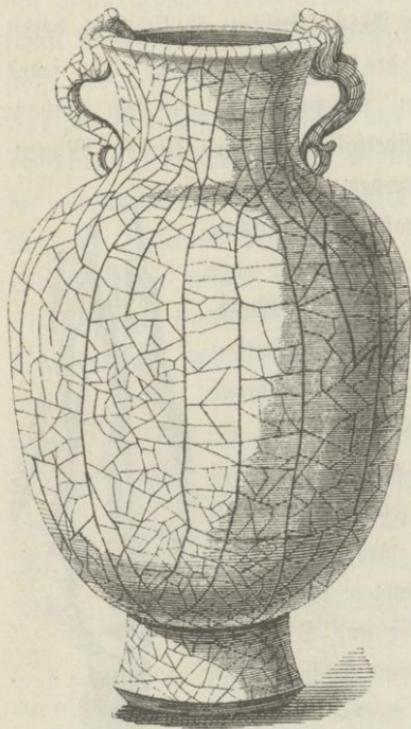
Ginsengwurzel.

der neben seiner legitimen Frau manchmal noch 5—6 Kebsweiber besitzt, kann eine förmliche Meierei anlegen. Da die Seefahrer, in einem Hafen angekommen, gemeinlich leidenschaftlich gerne Milch trinken, so erstaunten wir nicht wenig, von einem Arzte in Hongkong die Quelle zu erfahren, aus welcher die von uns reichlich genossene Milch wahrscheinlicher Weise geflossen war.

und Canada gefunden und von dort nach China eingeführt, aber die Chinesen ziehen die ihrer heimatlichen Wälder vor, selbst wenn diese bedeutend theurer sind und im Aussehen beider kein Unterschied zu merken ist. Da die Pflanze nur im wilden Zustande vorkommt und sich hartnäckig jedem Culturversuche widersetzt, so ist das Aufsuchen derselben in den nordamerikanischen Wäldern schon mit großen Schwierigkeiten und Kosten verbunden, und während in früheren Jahren an diesem Handelsartikel durch englische und amerikanische

Kauffahrer 5 bis 600 Procent gewonnen wurden, ist dormalen der Gewinn daran auf ein sehr bescheidenes Maß reducirt.

Mehrfaches Interesse bieten die Läden, in welchen Porzellanwaaren verkauft werden, deren Fabrication bekanntlich in China bis in ein sehr hohes Alter zurückreicht, und schon zu Anfang unserer Zeitrechnung sehr blühend war. Ja, man kann mit Recht annehmen, daß sich diese Industrie trotz einzelnen schönen Erzeugnissen dieser Art, welche man zuweilen zu Gesicht bekommt, gegenwärtig im Verfall befindet, indem manche Porzellanarten gar nicht mehr erzeugt werden können, weil das Geheimniß zu ihrer Fabrication verloren gegangen ist. Was dem Europäer in diesen Läden am meisten auffällt, ist das soge-



Vase aus Bruchporzellan.

nannte Bruchporzellan (englisch crackle, französisch porcelaine craquellée), welches auf der Oberfläche nach allen Seiten hin gebrochene Linien zeigt, so daß das ganze Gefäß aus, an einander gesetzten Stückchen zu bestehen scheint und mit Mosaik viele Aehnlichkeit hat. Auch diese Art von Porzellan vermag man gegenwärtig nicht mehr von so vorzüglicher Qualität herzustellen, als früher. Altes Porzellan ist außerordentlich kostspielig, moderne Erzeugnisse dagegen, namentlich Figürchen, Nippsachen u. s. w., sind

sehr billig und hatten ganz den Anschein als ob sie vom europäischen Continent eingeführt worden wären.

Eine eigenthümliche Liebhabelei der Chinesen besteht darin, Heuschrecken in ganz kleinen, zierlichen, aus Bambusstreifen oder Draht geflochtenen Kästchen aufzuhängen, in welchen dieselben beständig, ohne Rücksicht auf Tageszeit oder Bitterungsverhältnisse lustig und unverdrossen zirpen. Diese Sitte ist sehr alt, und während man jetzt bloß beim Volke solche sorgsam gepflegte Schreier trifft, gab es eine Zeit, wo die Heuschrecke der Gegenstand allgemeinen Entzückens war und alle Ehren der Mode genoß. Sie verdankte dieses unerwartete Glück, wie Abbé Grosier erzählt¹, einem armen Gelehrten unter der Thang-Dynastie, im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, welcher, um seinem Elende zu steuern, auf den seltsamen Einfall gerieth, mit diesen Insecten Handel zu treiben. Er ging ins Feld, wählte die schönsten Thierchen, machte ihnen kleine Kästche, kehrte nach der Stadt zurück und bot sie in den vielbelebten Straßen von Tschang-gan feil. Der Gedanke war neu, die reiche üppige Stadt fand schnell Wohlgefallen an dem aus dem Felde hereinverpflanzten Gesang. Die Kaiserinn, die Königinnen, die Palastdamen, Jedermann wollte diese ländlichen Sänger besitzen. Es wurde ein eigenes Hofamt errichtet, um den kaiserlichen Palast stets mit der erforderlichen Anzahl dieser Sing-Insecten zu versehen. Die Liebhabelei stieg bis zur tollsten Manie, man begegnete den kleinen Zirpern in allen Ecken und Enden, man trug sie mit sich in die Visite, die ganze Stadt wiederhallte von ihrem Geschrei. Die Kunst, die Industrie bemächtigten sich derselben. Kein Stoff, keine Stickerei, keine Zeichnung, kein Gefäß war mehr zu sehen, worauf sie nicht dargestellt erschienen. Man bildete sie in Metall und Edelstein nach, und keine vornehme Dame dünkte sich vollkommen geschmückt, wenn sich nicht eine *Locusta* in ihren Haaren befand. Diese Manie ist zwar in China erloschen, aber die lärmenden Insecten bilden noch immer einen beliebten Vergnügungsgegenstand fürs Volk und für die Kinder, und sie werden daher noch jetzt in großer Menge gefangen und in den Straßen verkauft. Merkwürdiger Weise sprechen alle älteren und neueren Schriftsteller bei der Schilderung dieser Sänger stets von Cicaden, während sich herausstellt und durch die Untersuchungen eines der Zoologen der Expedition bestätigt wird, daß das Insect keine Cicade, sondern eine wie

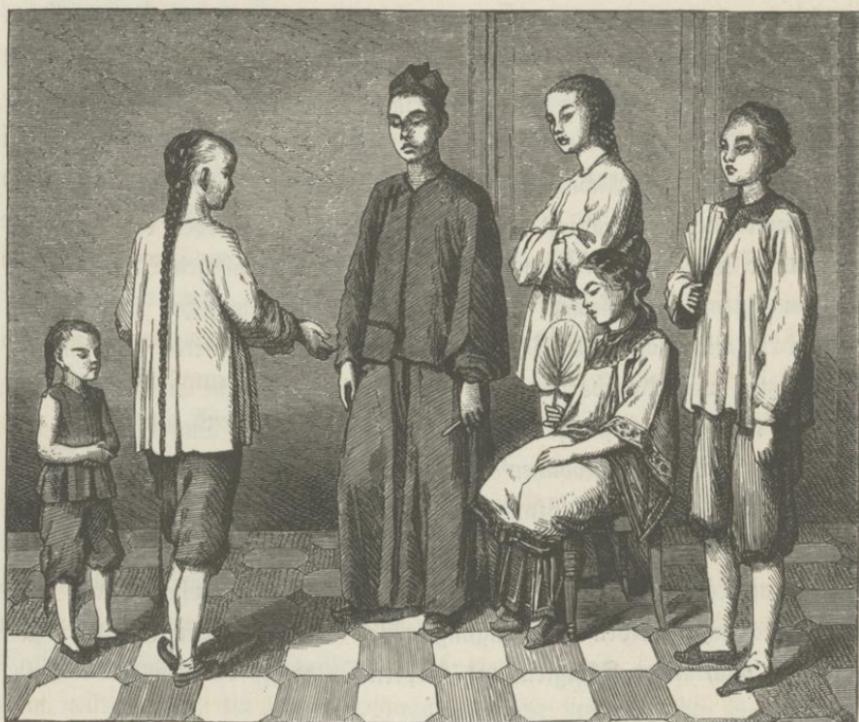
¹ Description général de la Chine.

es scheint noch unbeschriebene Heuschreckenart (*Decticus*) ist. Höchst wahrscheinlich gab der Umstand zu dieser mehr als tausendjährigen, irrigen Annahme Anlaß, daß der Laut dieser beiden verschiedenen Insecten-Gattungen ein ziemlich ähnlicher ist, und man daher ohne weitere Prüfung voraussetzte, das im Käfich gehaltene Sing-Insect gehöre gleichfalls zu jener Gattung, deren Naturgeschichte so wie Virtuosität im Zirpen viel früher schon genau bekannt war. Eine solche Heuschrecke befand sich in einem kleinen Käfich mehrere Monate hindurch am Bord, und zirpte trotz Sturm und Unwetter, selbst versperrt im finstern Schrank, lustig fort. Einige Cicaden dagegen, mit welchen gleichfalls Versuche angestellt wurden, lebten nicht länger als zwei bis drei Tage in Gefangenschaft. Keine sang freiwillig, sondern nur wenn sie gequält wurde, oder wenn mehrere in einem Gefäße einander beunruhigten; keine nahm Nahrung zu sich. Augenscheinlich besitzen die Cicaden nicht jene Eigenschaften, um in Gefangenschaft als Stubenthiere gehalten werden zu können, während sich andrerseits Heuschrecken und Grillen zu diesem Zwecke ganz besonders eignen.

Noch wollen wir einige interessante Anstalten besuchen, bevor wir die dumpfe düstere Chinesenstadt verlassen und nach dem freundlicheren europäischen Viertel zurückkehren. Ohnedies bricht schon der Abend herein und nach Sonnenuntergang werden die Thore der Stadt geschlossen und weder Europäer noch Chinesen kann nach dieser Zeit mehr aus der Stadt gelangen. Wer sich zufällig verspätet, muß in einem befreundeten Hause für die Nacht Unterkunft suchen, bis der kommende Morgen die Thore neuerdings öffnet, die Verbindungen mit dem Fremdenviertel wieder hergestellt werden und das alte Getriebe von neuem beginnt.

Der nächste Gegenstand, welcher unser Interesse fesselt, ist eine chinesische Schule. Ueber eine hölzerne Treppe gelangt man in einen, bis auf Tische und Stühle leeren Raum, in welchem ein hagerer, bleicher Chineser mit einem langen Zopfe, ein Stäbchen in der Hand, auf- und abschreitet, während an einem Tische ein Duzend Knaben von 8 bis 12 Jahren mit Lesen beschäftigt ist. Ihre lauten Stimmen tönen bis hinab auf die Straße. Die Kosten der Volksschulen werden in China größtentheils durch freiwillige Beiträge, Stiftungen u. s. w. bestritten. Knaben bemittelter Eltern bezahlen für neun Monate Unterricht drei spanische Dollars. Manche Lehrer haben mehrere Hundert Schüler und verdienen sich zuweilen bis zu

1000 Dollars jährlich. Dies sind freilich Ausnahmen, aber auch im Allgemeinen scheint für den Lehrstand in China viel ausreichender gesorgt zu sein als in Oesterreich oder Deutschland. Er steht dort in weit höherem Ansehen und hat bessere Einkünfte. Reiche Chinesen halten ihren Kindern gewöhnlich Privatlehrer, welche, wie bei uns, zugleich mit der Familie wohnen. Elementarbildung ist in China überaus verbreitet. Es dürfte wenige Chinesen geben, welche nicht mindestens des Lesens und Schreibens kundig



Chinesen.

sind. Ein besonders erfreulicher Beweis religiöser Duldsamkeit, würdig der Nachahmung in christlichen Staaten Europa's, ist das Bestehen protestantischer und katholischer Gotteshäuser mitten unter Buddhistentempeln und anderen, dem heidnischen Cultus geweihten Hallen. Die American Episcopal church, auf Kosten eines reichen Bostoner Kaufmannes und Schiffsrheders, Namens Appleton, im Jahre 1850 mittelst einer Geldsumme von 6000 Dollars (12.600 Gulden) gebaut, zählt dermalen an 80 Convertiten. Es ist ein höchst

einfaches aber zierliches Bethaus, ganz im Style und Charakter der Chapels im Westen der nordamerikanischen Union, und steht in Verbindung mit einer Schule, welche dermalen von 40 Chinesenkindern besucht wird. Jeden Sonntag um zehn Uhr früh wird eine Predigt gehalten, welcher auch Gemeindeglieder aus dem europäischen Viertel beizwohnen. Weit großartiger und imposanter in Anlage und Ausführung ist die katholische Kathedrale von Tong-Kadú, angeblich das schönste Gotteshaus in ganz China. Dasselbe wurde im Jahre 1846 durch freiwillige Beiträge zu bauen begonnen und im Jahre 1852 vollendet. Die Kosten des Baues sollen 23 Myriaden Leangs¹ oder circa 650.000 Gulden österreichischer Währung betragen haben. Im Innern der Kirche befindet sich eine große, von einem Laienbruder aus Bambusstäben gefertigte Orgel, deren ernste, weichevolle Töne an Festtagen die christliche Gemeinde weithin zur Andacht und Erbauung stimmen. Gegenwärtig steht diese Kirche unter der Oberaufsicht eines Bischofs aus dem Orden der Jesuiten.

Unser Weg aus der Chinesenstadt nach dem europäischen Viertel führte uns an einem Etablissement vorüber, welches uns manchen interessanten Einblick in die industrielle Thätigkeit der Chinesen gestattete. Es ist eine ausschließlich von Eingeborenen betriebene Oelfabrik, welche an 400 Arbeiter und außerdem eine Zugkraft von 80 Ochsen beschäftigt. Das Del wird aus einheimischen Bohnen gewonnen und zwar so massenhaft, daß täglich über 1400 Katti's oder 1750 Pfund Del erzeugt werden, welches 74 Cash per Katti ($1\frac{1}{3}$ Pfund) werthet und sowohl zum Kochen als auch zum Brennen Verwendung findet. Die nach Auspressung der öligen Substanz übrig bleibenden Oelfuchen werden als Düngungsmittel verwendet.² Ein Arbeiter erhält täglich je nach seiner Fähigkeit und körperlichen Kraft 100 bis 200 Cash.

¹ Eine Myriade = 10.000 Unzen (Leangs oder Taels), 1 Tael = 2 Gulden 80 Kreuzer.

² Aber nicht bloß Oelfuchen, sondern auch zu Pulver zerstoßene Hörner und Knochen, Barthaare und Nägelabfälle, Ruß und Asche, ja sogar menschliche Excremente werden zu Düngerzwecken benützt. Und es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß sich der Preis der letzteren nach den verschiedenen Menschenrassen richtet, die ihn liefern. Der wohlgenährte meist fleischessende Europäer und Amerikaner hat in dieser Beziehung einen bedeutenden Vorzug vor den schlechter genährten Mischlingen, während der größtentheils nur von Gemüsen und Fischen sich nährenden Chinese in Bezug auf den Werth seiner Excremente als Düngemittel allen anderen in China lebenden Rassen nachsteht. Der Preis dieses Düngers beträgt je nach Qualität 1—3 Dollars per Pikul. Die Sitte, menschliche Excremente als Dünger zu sammeln und zu verwenden, ist im Innern des Reiches noch verbreiteter als in den Küstenprovinzen. „Wüßte man nicht“, schreibt der bekannte Missionär Huc, „wie hoch die Bewohner des himmlischen Reiches diese Art Dünger halten, man könnte den chinesischen Egoismus nicht mit den unzähligen kleinen Appartements vereinbaren, welche die Grundbesitzer aller Orten zur Bequemlichkeit der Reisenden bauen. Es giebt keine

Als wir die Fabrik wieder verließen und nach dem kleinen östlichen Thore einbogen, blieb unser Auge plötzlich auf einem ausgedehnten, zierlichen Hause haften, offenbar das Eigenthum eines vornehmen Chinesen. Wie uns unser Begleiter belehrte, ist es der Wohnsitz der Familie Wuong, welche zu den fünf ältesten und angesehensten Familien Schanghai's zählt. Dies beweist schon ein kleines mausoleumartiges Denkmal aus Stein, welches der Mutter Wuong's wegen ihres wohlthätigen Sinnes und ihrer Menschenfreundlichkeit von den Bewohnern des Districtes, in dem sie lebte, mit Erlaubniß des Kaisers errichtet wurde. Die Sitte, besonders tugendhafte und wohlthätige Frauen durch die Errichtung von Tempeln, Denkmälern u. s. w. auszuzeichnen, ist in China keineswegs selten und steht in wunderlichem Widerspruch zu der fast sclavenmäßigen Behandlung, welche das weibliche Geschlecht daselbst im Allgemeinen erfährt. In der Stadt und Umgebung von Schanghai befinden sich allein an 90 solcher Pforten und Denkmale zu Ehren musterhafter und philantropischer Frauen. Die Mehrzahl derselben war verheiratet und einzelne von ihnen hatten ein sehr hohes Alter erreicht; ja eine dieser Matronen war 104, eine andere sogar 115 Jahre alt geworden.¹

Im Hause Wuong's, welcher auch bei Europäern als Kaufherr und Schiffsrheder in großem Rufe steht, wurden wir auf das Freundlichste empfangen. Als wir ins Innere eingetreten waren, brachte ein Diener sogleich in ganz kleinen Tassen Thee, welcher nach Landesitte, ohne Beimischung von Zucker oder Milch, in seiner ganzen nationalen Bitterkeit geschlürft werden sollte. Bald darauf kam eine alte Amme des Hauses und fing mit unserem Begleiter, welcher des Chinesischen vollkommen mächtig und in der Familie wohl gelitten war, ein langes Gespräch über die verschiedensten Gegenstände

Stadt und kein Dorf, wo in dieser Beziehung nicht die übertriebene Concurrnz stattfände. Auf den besuchtesten Straßen und den verlassensten Orten wundert man sich oft, derartige Häuschen aus Stroh, Erde, ja selbst Mauerwerk anzutreffen. Man möchte glauben in einem Lande zu sein, wo sich die Sorge für die Einrichtung von öffentlichen nützlichen Bauten bis zum Extrem steigert. Der Eigennuß ist aber die einzige Veranlassung zu allen diesen Schöpfungen“.

¹ In allen Theilen des weit ausgedehnten Reiches begegnet der Reisende solchen nationalen Huldigungen ausgezeichnete Frauen und Dr. Medhurst sowohl, als auch Fortune und andere Autoren über China erwähnen mehrfach diese höchst bemerkenswerthen Erscheinungen. Eine dieser steinernen Ehrenpforten rühmt Medhurst als von ganz vorzüglicher Schönheit. Sie befindet sich eine halbe Meile diesseits der Stadt Kwang-tih und wurde von der dortigen Gemeinde mit Genehmigung des Kaisers zur Erinnerung an eine besonders tugendhafte und wohlthätige Frau der Stadt errichtet. Ueber dem Portal prangen die Worte: Kin-sin-tsaé-tschung. (Ein goldenes, vollkommenes Herz genau in der Mitte.)

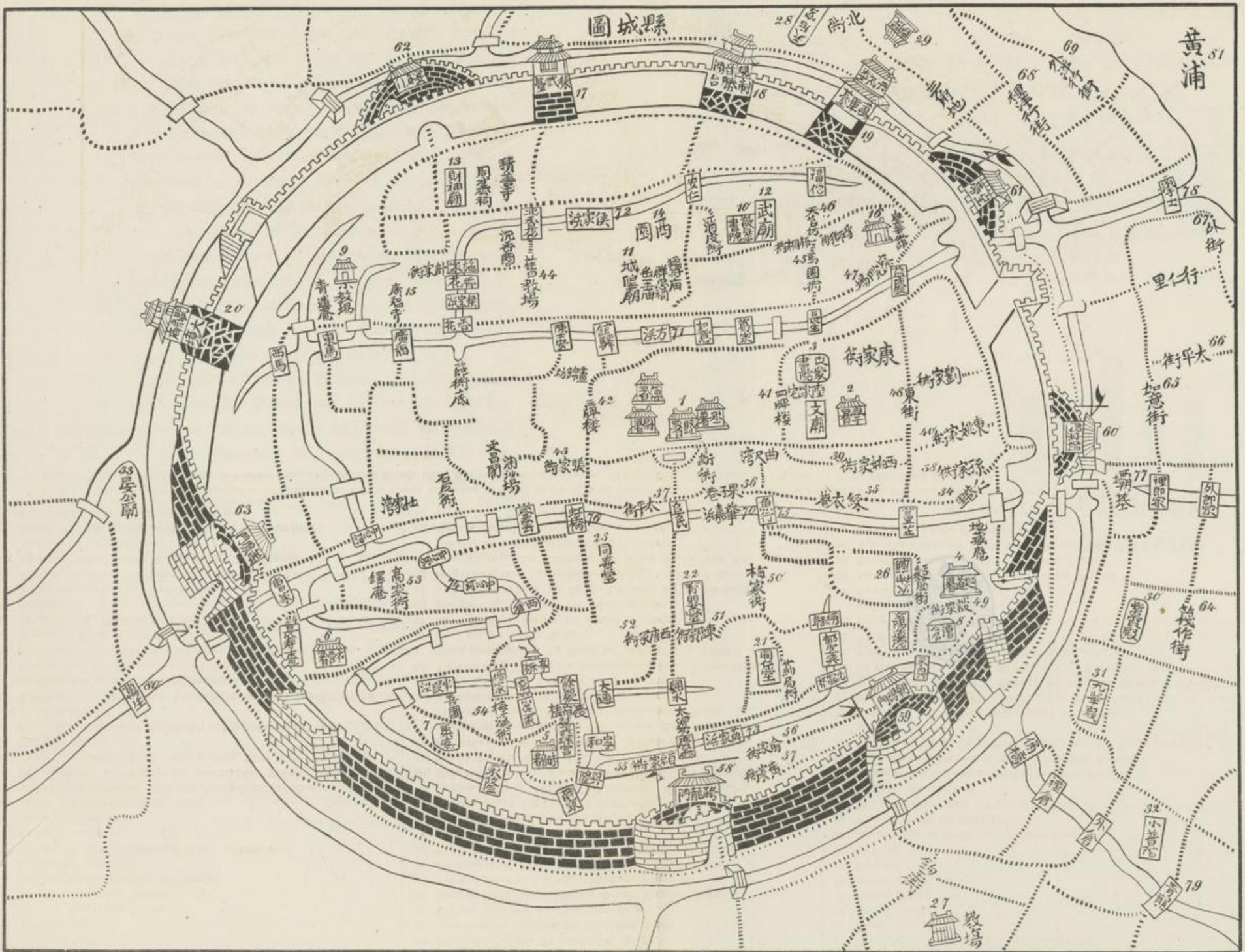
an. Endlich kam der Hausherr selbst, ein stattlicher, biederer Mann, in ein elegantes leichtes, grauseidenes Gewand gehüllt, sonst aber in Tracht und Aussehen sich nicht im Geringsten von seiner chinesischen Dienerschaft unterscheidend, und führte uns im ganzen Hause herum. Er schien sichtbar Gefallen daran zu finden, die inneren Einrichtungen seines schönen Besitzthums einem Fremden zeigen zu können. Wir wanderten durch zahlreiche, einfach aber elegant möblirte Gemächer mit verschiedenen Abtheilungen und Verbindungsgängen, zwischen denen wieder kleine Gärten mit zwergartigen Gewächsen, künstlichen Grotten und Felspartien angelegt waren. In einem der Zimmer war ein Pankah angebracht, eine seltene Erscheinung in einem chinesischen Haushalte. Im Lese- oder Studirzimmer angelangt, bat uns der Hauswirth auszuruhen und ließ neuerdings Thee bringen. Das kleine aber zierliche Gemach war ringsum mit chinesischen Inschriften (meist Sprüchen des Confucius) bedeckt, welche, auf weiße Papierrollen geschrieben, an den Wänden herabhingen. Während wir Thee tranken und eifrig conversirten, brachte ein Diener ziemlich dicke, in heißes Wasser getauchte Tücher, um Gesicht und Hände damit abzuwischen. Die verdunstende Feuchtigkeit entzieht der Haut die Wärme und bringt dadurch eine so erfrischende Wirkung hervor, daß man staunen muß, dieses Verfahren in heißen Ländern nicht mehr verbreitet und nicht auch bei uns an schwülen Sommertagen angewendet zu sehen.

Was den in Seide gehüllten chinesischen Hausherrn am meisten an uns zu interessiren schien, war unser Anzug. Wiederholt befühlte er den schwarzen Rock aus Alpacawolle, den eines der Expeditionsmitglieder trug, und sagte: „Diese westlichen Völker sind doch wunderliche Leute; sie tragen viel mehr Kleider als wir und schwitzen doch weniger;“ — und dabei fuhr sich Wuong mit dem erwähnten Tuch ein paar Mal über das Gesicht, nachdem es zuvor ein Diener neuerdings in heißes Wasser getaucht und wohl ausgewunden hatte. Als wir uns verabschiedeten, begleitete uns der fein manierliche Hausherr bis an die Schwelle seiner Behausung.

In der Vorhalle lehnte eine Anzahl roth angestrichener Tafeln aus Holz, auf welchen die Ehrentitel der Familie Wuong mit großen goldenen chinesischen Schriftzeichen geschrieben standen, und die bei festlichen Aufzügen dem in einer Sänfte sitzenden Familienoberhaupte vorangetragen werden.

Nach dieser Wanderung durch die Chinesenstadt kehren wir in das „Fremden-Viertel“ zurück, wo sich ein völlig verschiedenes Leben entfaltet.

Die Stadt Shanghai nach einem chinesischen Original-Plane.



Erklärung des Planes der Stadt Shanghai.¹

- | | | |
|--|---|--|
| <p>1. Magistratsgebäude.
2. Hochschule.
3. Prüfungshalle.
4. Amt des Bezirks-Intendanten.
5. Ein altes öffentliches Gebäude.
6. Sitz des Befehlshabers der Kriegsmacht.
7. Öffentlicher Kornboden.
8. Speicher für Reis, welcher nach Peking geschickt wird.
9. Kleiner Exercir-Platz.
10. Literarisches Institut.
11. Tempel des Verteidigers der Stadt.
12. Tempel des Kriegsgottes, früher eine römisch-katholische Kirche, neben welcher sich gegenwärtig das Bethaus der amerikanischen Baptisten befindet.
13. Tempel des Schutzgeistes, der über zeitliche Güter wacht.
14. Westlicher Garten.
15. Kwong-fuh-schê-Tempel, der Vorhof des ausgebreiteten Segens.
16. Regierungsgebäude.
17. Tschin-wil-das, die Erdstufe des erschütternden Kriegsmuthes, früher ein befestigter Thurm, jetzt ein Buddhistentempel.
18. Kwa-yin-kok, die Thorwarte der Göttin Kuan-yin.
19. Tan-fung-lôw, das Stockwerk des mienigrothen Windes.
20. Tempel des Kwan-tô oder Kriegsgottes.
21. Tung-jin-dông, Halle vereinter Wohlthätigkeit.
22. Zindelhäus.
23. Tung-schen-dông, Halle vereinter Tugend.
24. Tschang-schau-ang, die Hütte der langen Lebensdauer.
25. Tsey-tschu-kung, kleinere Prüfungshalle. Das Prachtgebäude der zu Blütenbüscheln gereihten Verten.
26. Tempel des Schutzgeistes, welcher über das Feuer wacht.
27. Großer Exercirplatz (Raum des Unterrichts).</p> | <p>28. Thien-heu-kung, Prachtgebäude (Anbetungsort) der Himmelstönigin.
29. Chinesisches Zollamt für einheimische Schiffe.
30. Tszo-ho-deen, der Saal des bläulichen Nebels.
31. Kia-hwo-deen, der Saal der neun Blumen.
32. Seadu-p' hu-tô, die Anhöhe der kleinen glanzlosen Sonne.
33. Yen-kung-measü, das heitere öffentliche Aktenbeilichtthum.
34. Jin-kông-lo, Weiglänge des Durchweges der Menschlichkeit.
35. Tszo-o-kia, Durchweg (Wäschen) der buntfarbigten Kleider.
36. Ko-tszê-hang, Durchweg der Früchte.
37. Ta-ping-kia, Gasse des großen Friedens.
38. Tun-kia-lung, Durchweg des Antelshausers.
39. Se-yaou-kia-lung, Durchweg des westlichen Schönheitshausers.
40. Tung-yaou-kia-lung, Durchweg des östlichen Schönheitshausers.
41. Szé-pâ-lôw, das Stockwerk der vier Gedächtnistafeln.
42. Sa-pâ-lôw, das Stockwerk der drei Gedächtnistafeln. (Hier befindet sich gegenwärtig die zweite Kirche der Londoner Missions-Gesellschaft.)
43. Tschang-kia-lung, Durchweg des ausgepannten Hauses.
44. Kia-kaou-tschang, der alte Raum der Lehre.
45. Mo-yuen-lung, der Durchweg des Pferdgartens.
46. Tin-kwa-fong, die von den Himmelsobrigkeiten bewohnte Gasse.
47. Tschu-yuen-tschang, der Raum des untersuchenden Hofes.
48. Tung-kia, die östliche Gasse.
49. Tan-kia-lung, Durchweg des Hauses des Gesprächs.
50. Mei-kia-lung, Durchweg des Pflanzenhauses.
51. Tung-dông-kia-lung, der östliche Durchweg des Hauses Tchang.
52. So-dông-kia-lung, der westliche Durchweg des Hauses Tchang.
53. Kaou-kia-lung, der Durchweg des hohen Hauses (wo sich in nördlicher Richtung die englische Episcopalkirche befindet).
54. Mèi-kia-lung, Durchweg des Pflanzenhauses.
55. Ku-kia-lung, Durchweg des zurückblickenden Hauptes.</p> | <p>56. Yu-kia-lung, Durchweg des bejahenden Hauptes.
57. Wong-kia-lung, Durchweg des gelben Hauptes.
58. Großes Südthor.
59. Kleines Südthor.
60. Großes Ostthor.
61. Kleines Ostthor.
62. Nordthor.
63. Westthor.
64. Mit-tso-kia, die Gasse wo das kleine Rohr erstet.
65. Yu-i-kia, Gasse der Wunsch Erfüllung.
66. Thá-ping-lang, Gasse des großen Friedens.
67. Gna-kia, äußer Straße.
68. Le-yang-hông-kia, innere Straße für fremde Kaufleute.
69. Gna-yang-hông-kia, äußere Straße für fremde Kaufleute.
70. Tschau-kia-pang, der schiffbare Wassergraben der Vortrefflichkeit des Beginnens.
71. Fong-pang, der schiffbare Wassergraben des Viereds.
72. Stau-kia-pang, der schiffbare Wassergraben des wartenden Hauses. An dessen Ufern befindet sich das erste Bethaus der Londoner Missions-Gesellschaft.
73. Sit-kia-pang, der schiffbare Wassergraben des Cypergrashauses.
74. Tschang-sin-hô, der Fluß des mittleren Herzens.
75. Ng'-hong, der Zug der Fische.
76. Hung-keasü, die Brücke des Regenbogens. Sitz der amerikanischen Episcopalkirche.
77. Pa-set oder Damm.
78. Stok-sze-Keasü, die Brücke des lernenden Mannes.
79. Tzin-lung-Keasü, die Brücke des grünen Drachen.
80. Van-seng-Keasü, die Brücke des zehntausendfachen Lebens.
81. Hwan-pu, die gelbe Seitenmündung.</p> |
|--|---|--|

¹ Nach Dr. Medhurst's General Description of Shanghai and its environs. Shanghai: Printed at the Mission Press. 1850. Die deutsche Uebersetzung verdanken wir der besonderen Güte des Herrn Dr. Pfizmaier. — ² Sprich an oder ngan. — ³ In gewöhnlicher Mundart Sün-kia-hung ausgesprochen. Ebenso hung statt lung in allen folgenden. — ⁴ Im Chinesischen hang, „Durchweg“. — ⁵ Im Chinesischen Kia, „Gasse“.

Alles ist hier nach europäischem Zuschnitt eingerichtet, und nur in solchen Dingen nimmt das Auge eine Abweichung davon wahr, wo diese durch die klimatischen Verhältnisse geboten wird. Die Häuser sind alle hoch, geräumig und luftig, meist in der Mitte von Gärten gelegen, und manche von ihnen haben sogar ein palaisartiges Aussehen. Mehr noch als auf die Kaufleute in Broadway läßt sich auf die fremden Kaufherren in China und Indien die Bezeichnung „merchant princes“ anwenden, denn bei ihnen herrscht viel mehr wie irgendwo anders in der mercantilen Welt ein wahrhaft fürstlicher Luxus. In einem Orte, wie Schanghai, welcher dem gebildeten Fremden so wenig Entschädigung für zahlreiche geistige Entbehrungen zu bieten vermag, sucht man sich leicht begreiflicher Weise wenigstens die materielle Existenz so behaglich und angenehm als nur immer möglich zu machen. Diesen Grundsatz sieht man illustriert und consequent durchgeführt in der splendiden Bauart der Wohnsitze und ihrer prachtvollen, mit raffinirtem Comfort ausgestatteten Einrichtung, so wie in der scrupulösen Sorge für Küche und Keller.

In den ebenerdigen Geschossen befinden sich die Comptoirs und Magazine, im ersten Stockwerke die Salons, das Speisezimmer und die Schlafgemächer. Alle diese verschiedenen Räume sind mit eben so viel Pracht als Geschmack eingerichtet, fast jeder einzelne Gegenstand trägt den soliden Stempel englischen Ursprungs an sich. Bis in die kleinsten Details ist der Comfort englischer drawing-rooms nachgeahmt, und wird noch vermehrt durch gewisse, den Sitten asiatischer Völker entnommene Zuthaten: duftende Matten vor Thüren und Fenstern; Pankahs, welche, von chinesischen Dienern in Bewegung gesetzt, fortwährend frische Luft zuführen; durch Veranda's oder Glasgänge, wo man des Morgens und Abends, in einem Rockingchair¹ sich wiegend, eine gar angenehme Kühle genießt. Eine zahlreiche Dienerschaft schwirrt beständig umher und ist eifrig bemüht den leisesten Wunsch den Lippen ihres Gebieters abzulauschen und zu erfüllen. Es giebt vielleicht in keinem Theil der Erde verständigere und exactere Diener, als die Chinesen. Sie verrichten die verschiedensten Arbeiten mit überraschend viel Tact, Ordnung und Geschick. Alles geschieht geräuschlos und doch schnell, man ist vortrefflich bedient, ohne durch allzu große Aufmerksamkeit belästigt zu werden.

Die Mitglieder der Novara-Expedition genossen in Schanghai die umfassendste Gastfreundschaft. Selbst die Anwesenheit der verschiedenen

¹ Nordamerikanischer Schaukelstuhl.

Gesandtschaften und die ungeheure Wichtigkeit der Ereignisse, von welchen eben der Golf von Petchili im Norden China's der Schauplatz war, hinderten nicht, daß man der ersten maritimen Expedition einer deutschen Großmacht die schmeichelhafteste Theilnahme zuwendete. Fremde der verschiedensten Nationen und Stände, Consuln, Missionäre, Kaufherren, Naturforscher, Zeitungsredacteurs, ein Jeder bemühte sich von seinem Standpunkte aus uns nützlich zu sein und unsere Zwecke fördern zu helfen.

Einer der angesehensten Aerzte und Missionäre der Londoner Missionsgesellschaft, Dr. B. Hobson, welcher seit dem Jahre 1838 in der edlen Eigenschaft eines „medical missionary“ heilend und lehrend in Canton lebte¹ und erst wenige Monate vor unserer Ankunft in Folge der Kriegseignisse nach Schanghai übersiedelt war, hatte die Güte uns aus seinem reichen Schatze von Erfahrungen in China viele werthvolle Daten mitzutheilen und uns mit den verschiedenen Zweigen der segensvollen Wirksamkeit der Mitglieder der Londoner Missionsgesellschaft bekannt zu machen. Dieselbe beschränkt sich keineswegs auf die Verbreitung christlicher Tractate und Schriften in chinesischer Sprache, sie umfaßt gleichzeitig das löbliche Bemühen, armen, franken Chinesen auch in ihren leiblichen Nöthen beizustehen und Hülfe zu bringen. Während der tüchtige, sprachgewandte Dr. Muirhead an der Spitze der Missionschule steht und bekehrten Chinesen an Sonntagen das Wort des Herrn verkündet, und der nicht minder eifrige Mr. Wylie der Buchdruckerei vorsteht, ist der überaus vielseitig und hochgebildete Dr. Hobson mit der Leitung des Spitals betraut, dessen Kosten theils durch die Missionsgesellschaft, theils durch die europäische Gemeinde bestritten werden.

Das Gebäude selbst ist ziemlich klein und unbedeutend und kann höchstens einige dreißig Patienten aufnehmen. Allein es wurde hauptsächlich nur für solche Fälle errichtet, welche die Engländer mit „accidents“ zu bezeichnen pflegen und die in Körperverletzungen in Folge eines zufälligen Sturzes, einer Schlägerei u. s. w. bestehen; dagegen werden jeden Tag von zwölf bis ein Uhr an Leidende Consultationen ertheilt und Arzneien unentgeltlich verab-

¹ In dem von Dr. Hobson in der sogenannten Western Suburb in Canton vom Jahre 1848 bis 1858 geleiteten Spital wurden jährlich durchschnittlich mehr als 20,000 Kranke beider Geschlechter behandelt. Während der ungesundesten Zeit des Jahres (Mai und Juni) suchten daselbst oft 3000 bis 3400 Patienten Hülfe. In dem Ordinations-Saale wurden überdies dreimal wöchentlich an 200 bis 250 Patienten ärztlicher Rath ertheilt und Medicamente unentgeltlich verabreicht.

reicht. Hunderte von Kranken strömen herbei, um von dieser Wohlthat Gebrauch zu machen, und während Dr. Hobson in der kleinen Apotheke ordnirt und dispensirt, predigt im Wartesaal ein einheimischer Lehrer den zur Consultation gekommenen das Wort des Herrn.

Wir verweilten eine ganze Stunde im Ordinationszimmer und hatten dadurch nicht nur Gelegenheit die verschiedensten Krankheitsfälle, meist chirurgischer Natur, zu sehen, sondern auch manches instructive Wort aus Dr. Hobson's Munde zu vernehmen. So z. B. bemerkte derselbe auf Grund einer mehr als sechzehnjährigen ärztlichen Praxis, daß die Chinesen durch Mercur und Chinin ungemein leicht angegriffen werden. Eine sehr geringe Dosis dieser Heilstoffe reicht hin, um eine bedeutende Wirkung zu erzielen. Seltener Weise ist Chinin als tonisches und Fiebermittel in den chinesischen Apotheken nicht bekannt und wird fast ausschließlich nur zur Heilung der „Sucht des Opiumrauchens“ verschrieben.

Ein Arzt wird in China mit großer Auszeichnung behandelt und gemeiniglich *szí-yay* (ehrwürdiger Lehrer) genannt. In den letzten Jahren hatten die Cholera (*tschan-kan-tschin*, wörtlich: Zusammenziehen der Sehnen) und die Blattern große Verheerungen unter dem Volke angerichtet, und das furchtbare Auftreten der letzteren Krankheit war Ursache, daß von den englischen Missionären eine kurze Abhandlung über die Wichtigkeit der Kuhpockenimpfung in chinesischer Uebersetzung herausgegeben wurde. Besonders unter den Kindern soll die Sterblichkeit an böartigen Blattern groß, und die durch diese Krankheit verursachten Fälle von Leukoma oder Erblindung sehr zahlreich gewesen sein.

Dr. Hobson, welcher bereits im Jahre 1851 eine Physiologie im Canton-Dialekt veröffentlichte, hatte so eben auch ein Handbuch der praktischen Chirurgie in chinesischer Sprache (Canton-Dialekt) mit 400 Holzschnitten beendet und gleich der ersteren durch chinesische Arbeiter drucken lassen. Selbst die Zeichnungen waren durch einheimische Kräfte nach englischen Originalien auf Holz gezeichnet und geschnitten. Viele in diesem Werke enthaltene wissenschaftliche Ausdrücke mußten erst neu gebildet, oder konnten nur durch Umschreibung gegeben werden. Dr. Hobson beabsichtigt schon in den nächsten Jahren dieser schönen Arbeit ein neues Werk über Arzneikunde, so wie eine Abhandlung über Frauen- und Kinderkrankheiten gleichfalls in dem, am meisten verbreiteten Canton-Dialekt folgen zu lassen.

Die Chinesen besitzen indeß selbst eine ziemlich umfassende medicinische Literatur, aus welcher hervorgeht, daß dieselben der Heilwissenschaft schon in der frühesten Zeit die größte Aufmerksamkeit zuwendeten. Einer chinesischen Sage zufolge soll der Chinesenkaiser Schi-nung bereits 3200 Jahre vor Chr. G. eine *Materia medica* zusammengestellt und um das Jahr 2630 vor Chr. G. der Kaiser Hwang-té ein Werk unter dem Titel: „*Son-wán*“ (offene medicinische Fragen), geschrieben haben. Das berühmte Werk: „Die Lehre vom Puls“ von Wang-shu-ho wurde unter der Regierung Tsché-Hwang-té (des Bücherverbrenners) ungefähr 510 Jahre vor Chr. G. geschrieben. Eine zweite Auflage davon wurde unter der Regierung Kang-he's im Jahre 1693 unserer Zeitrechnung herausgegeben. Um das Jahr 229 nach Chr. G. schrieb der chinesische Arzt Tschang-kae-pin das erste chinesische Werk, welches nebst dem theoretischen Theile der Medicin zugleich auch Recepte enthielt. Die große chinesische *Materia medica* wurde von Li-tschikan verfaßt und durch dessen Sohn um das Jahr 1600 n. Chr. G. unter der Regierung von Wan-Leih herausgegeben. Das größte chinesische medicinische Werk ist *T-tsang-kin-keen*, oder: goldener Spiegel medicinischer Schriftsteller, mit kaiserlicher Erlaubniß aus den besten Werken früherer einheimischer Autoren zusammengetragen, namentlich aus dem „*Nan-king*“ und den Schriften des Dr. Tschang-kae-pin. Dasselbe wurde im Jahre 1743 unserer Zeitrechnung (dem siebenten der Regierung von Keen-lung) herausgegeben und umfaßt 32 Octabbände mit mehr als 400 Holzschnitten.¹

Die Mittheilungen, welche uns Dr. Hobson über die grauenhafte Erscheinung der Leprakrankheit in China machte, sind nicht bloß von ärztlichem, sondern von so allgemeinem Interesse, daß wir die Aufgabe dieser Blätter nicht zu verkennen glauben, indem wir diese werthvollen Daten hier ihrem ganzen Umfange nach folgen lassen.

Die Chinesen betrachten die Lepra als die furchtbarste Krankheit, welche, ohne geheilt werden zu können, Andere ansteckt, und sie fliehen daher mit großer Scheu alle damit Behafteten. Gleich dem mosaischen Volke sprechen die Chinesen von der Lepra als von einer Folge der Unfühllichkeit,

¹ Wir sahen dieses großartige Werk in der Privat-Bibliothek des obersten Chirurgen der Colonie in Hongkong, Dr. W. A. Garland, welcher eben im Begriffe stand eine größere Arbeit über chinesische Heilstoffe herauszugeben, als diesen ausgezeichneten, überaus strebsamen Mann in treuester Erfüllung seines Berufes der Tod ereilte.

einer gerechten Sühne für begangene Sünden. Aus diesem Grunde werden auch Leprakranke selten bemitleidet. Keine theilnehmende Hand reicht ihnen Hülfe, kein Herz fühlt sich hingezogen ihren trostlosen Zustand zu mildern, und so sind die Aermsten, der Menge gegenüber, nur Gegenstände des Abscheues und der Furcht. Lepra heißt im Chinesischen *Lae*. Im kaiserlichen Wörterbuche des *Kang-he* wird *Lae* als eine bössartige Krankheit bezeichnet, welche auf der Haut in Form von Finnen und Pusteln ausbricht. Güßläß und andere Sinologen gebrauchen indeß für Lepra die Worte *Ma-fung*, welche auch von einheimischen Autoren angewendet werden, um diese Krankheit zu bezeichnen.

Die chinesischen Aerzte betrachten dieselbe als ein in den Körper gedrungenes giftiges Effluvium, welches das Blut angesteckt hat. Sie behaupten sechsunddreißig Arten von Lepra zu kennen, wohin sie alle Formen und Varietäten von Lichen, Scabies, Psoriasis und Syphilis zählen. So gewöhnlich diese Krankheit im Süden China's, eben so unbekannt ist sie im Norden des Reiches; ihre Verbreitungssphäre scheint daher innerhalb des Tropengürtels die Grenze zu finden. Es wird sogar von wohlhabenden Chinesen berichtet, daß sie, mit der Lepra behaftet, nach Peking übersiedelten und nach zweijährigem Aufenthalte daselbst alle Spuren jenes ekelregenden Ausfluges verloren, daß aber, sobald sie wieder nach dem Süden kamen, das Uebel von neuem ausbrach.

Die Lepra scheint das Leben nicht physisch zu verkürzen. Es giebt in China viele alte Leute, welche mit diesem Uebel behaftet sind, und im Lazarusdorf bei Canton lebt ein achtzigjähriger Leprakranker, welcher sich schon seit sehr langer Zeit in diesem Asyl für Unheilbare befindet. Selbstmord soll unter Leprakranken nicht selten sein, indem sie sich durch eine starke Dosis Opium vergiften, sich erhängen, oder ersäufen; denn sterben, sagen sie, heißt rein werden. Obschon die Chinesen an die Erblichkeit der Lepra glauben, so sind sie doch zugleich der Ansicht, daß die Krankheit in der dritten Generation eine mildere Form annimmt, und in der vierten gänzlich verschwindet. Heiraten mit Abkömmlingen leprakrankter Eltern oder Großeltern kommen niemals vor, dagegen heiraten Leprakranke oder ihre Kinder unter sich. Ein Leprosener in der vierten Generation würde sich jedoch nur mit einem Mädchen verbinden, welches sich in gleichem Stadium der Krankheit befindet. Die Kinder aus einer solchen Ehe werden als gesund und

frei von Lepra betrachtet, und bleiben nicht länger mehr von irgend einem gesellschaftlichen Rechte ausgeschlossen.

Der Chinese hält aber die Lepra nicht bloß für erblich, sondern auch für ansteckend durch die bloße Berührung. Der Vater flieht daher sein eigenes Kind; die Kinder fliehen ihre Eltern; sie wollen nicht zusammen essen und trinken, noch den Stuhl benützen, auf dem der Leprakranke gesessen, bevor nicht mit einem Fächer die Luft umher gereinigt worden ist. Selbst das Gesetz behandelt die Lepra als eine ansteckende Krankheit. Ein reicher Leprakranker darf es nicht wagen, seine eigenen, von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossenen Gemächer zu verlassen, ohne sich der Gefahr preiszugeben, von der Polizei ergriffen und zu einer hohen Geldstrafe verurtheilt oder in das sogenannte Lepradorf in der Nähe von Canton geschickt zu werden — einen Ort menschlichen Jammers und Elendes, den selbst Aussäzige mit Grauen betreten.¹

Da die chinesischen Aerzte die Leprakrankheit für eine Vergiftung des Blutes ansehen und in ihrer Behandlung dem Grundsatz Hahnemann's: *similia similibus* folgen, so wählen sie als Heilmittel dafür die widerlichst, ekelhaftesten Stoffe, welche ihre *Materia medica* zu bieten vermag, wie z. B. Krötenspeichel, Käfer, Schlangen, Würmer, Skorpione, Tausendfüße u. s. w.

Dr. Hobson hält die Lepra, wenn einmal entwickelt, für unheilbar. Mittel wie Arsenik, Salze, Säuren, kurz Alterantien, haben zuweilen im ersten Stadium der Krankheit einige Wirkung, eben so Sublimat- und Zodbäder und Mercureinreibungen. Indes sind äußere Mittel in der Regel nicht hinreichend die Krankheit an der Wurzel zu fassen, ihr Sitz ist tiefer als bei gewöhnlichen Hautaffectionen.

¹ Im Lepradorf bei Canton, das unter der Leitung chinesischer Aerzte steht, befinden sich ungefähr 700 Kranke beiderlei Geschlechtes, von welchen ein jeder täglich 20 Kupfer-Cash zur Bestreitung seiner Nahrung erhält. Die Aufseher bemerkten Dr. Hobson, welcher die Anstalt zu wiederholten Malen besucht hatte, daß nach ihren vielfährigen Erfahrungen und Beobachtungen die Lepra nicht in allen Fällen von den Eltern auf die Kinder übergehe; daß einige Frauen von Leprosen keinerlei Spur der Krankheit an sich tragen, daß diese aber auch nicht gewissermaßen gesetzmäßig bei der dritten oder vierten Generation aufhöre und völlig verschwinde. Die chinesischen Aufseher und Wärter wußten indes eben so wenig einen Grund für das Auftreten der Lepra bei Kindern zu bezeichnen, deren Eltern davon völlig frei waren, als sie sich genaue Rechenschaft zu geben verstanden über die verschiedenen Formen und die rasche Verbreitung des Nebels bei dem Einen, so wie über die mildere Form und den langsamen Fortschritt desselben bei dem Andern. Schweiß und Ausdünstung der krankhaften Theile sollen von den Kranken nicht empfunden werden.

In neuester Zeit sind die Samenkörner der Ischaul oder Ischarul-Mugra (von der Ordnung der Flacourtiaceen) von mehreren englischen Aerzten in China und Indien gegen Leprosis angewendet worden und zwar in einzelnen Fällen mit solchem Erfolge, daß man sich höchst sanguinischen Hoffnungen in Bezug auf ihre Heilkraft in Leprafällen hinzugeben beilte. Dr. Hobson erzählte uns, daß ihm Dr. Mouat vom medicinischen Collegium in Calcutta, welcher die Aufmerksamkeit zuerst auf diese Pflanze richtete, eine entsprechende Quantität Samenkörner zum Versuch nach Canton sandte.¹ Dieselben werden zu einem groben Pulver zerstoßen und sodann in Dosen von ungefähr 60 Gran zwei Mal des Tages eine geraume Zeit lang gegeben, und die wunden Stellen zeitweise mit dem, aus den Körnern gepreßten Oele eingerieben. Das Mittel muß aber 4 bis 6 Monate lang unausgesetzt gebraucht und von Zeit zu Zeit durch auflösende Salze unterstützt werden. Das erste Symptom der Besserung zeigt sich in Abnahme der Prominenz und Röthe der Eruption, so wie dadurch, daß rings um dieselbe weiße Schuppen sichtbar werden. Dieses Heilmittel ist zwar den Chinesen längst bekannt, aber diejenigen, welche die heilwirkende Eigenschaft der Samenkörner der Ischarul-Mugra kennen, halten dieselbe in ihrem Interesse geheim.² Dr. Hobson versicherte, zwei Leprafälle im Beginn und von höchst milder Form durch die Anwendung dieser Samenkörner geheilt, und mehrere wesentlich gebessert gesehen zu haben; aber auch dieser vielerfahrene Arzt bezweifelt die Heilkraft der Ischarul-Mugra in Fällen von vollständig entwickelter Lepra, welche seiner Ansicht nach hauptsächlich eine Krankheit des Blutes ist; ein Gift, das nichts mehr aus dem Körper zu entfernen vermag. Gegen Scropheln soll der Same dieser Flacourtiacee ebenfalls von Nutzen sein.

¹ Im Armenasyle (Monega Choultry) zu Madras, wo Dr. Mudge in einem abgesonderten, fortwährend von mehr als hundert Elephantiasiskranken besetzten Spital zwei Jahre hindurch mit dem nämlichen Medicamente in allen Formen und Methoden gleichfalls Versuche angestellt hatte, erwies sich dasselbe als gänzlich unwirksam und seine Anwendung wurde daher wieder völlig aufgegeben. Die Hindus gebrauchen gegen die Lepra nebst der Ischarul-Mugra noch die sogenannten asiatischen Pillen, aus Arsenik, Pfeffer und der Wurzel von *Aselepias gigantea* bestehend.

² In einem chinesischen medicinischen Werke heißt es über diese Pflanze: „Tae-fung-tszu: Geschmack ägend, erhitzend. Aus dem Süden (hiernit ist wahrscheinlich die Malakkastraße gemeint) eingeführt. Verursacht eine Veränderung im Blute und ist daher nützlich in Leprafällen, wo das Blut krankhaft ist. Erweist sich durch das, aus den Samenkörnern gepreßte Oel gleichfalls vortheilhaft bei Geschwüren, Ausschlägen und Psoriasis und tödtet Würmer. Dieses Mittel sollte in Pillenform administrirt werden.“

Gleich den Mitgliedern der Londoner Missionsgesellschaft entwickeln auch jene der verschiedenen Missionen der Vereinigten Staaten von Nordamerika eine vielseitige rühmenswerthe Thätigkeit.

Der hochwürdige Dr. Bridgman, welcher über ein Vierteljahrhundert als Missionär in China segensvoll wirkt, steht an der Spitze der American Episcopal Mission und ist zugleich einer der ältesten und angesehensten Bürger der kleinen Fremden-Ansiedlung. Derselbe hatte die Aufmerksamkeit, die verschiedenen Mitglieder seiner Mission, welche um das Studium und die Literatur der chinesischen Sprache nicht weniger Verdienste besitzen als um die Verbreitung des Christenthums, in seiner einfachen aber traulichen Behausung zu versammeln und den Novara-Reisenden das Vergnügen eines persönlichen Austauschens mit diesen gelehrten Männern zu verschaffen. Wir lernten hier den, durch seine gediegenen historischen und linguistischen Arbeiten über China in den weitesten Kreisen bekannten und geschätzten Mr. Wells Williams,¹ so wie die, durch ihre gründliche Kenntniß der chinesischen Sprache ausgezeichneten Missionäre Syle, Michison, Macy, Jones, Blodget kennen, und gelangten durch diesen interessanten Verkehr in die erfreuliche Lage, über mehrere, von Herrn Dr. Pfizmaier angeregte und der Erörterung empfohlene Wünsche Auskunft zu erhalten, und uns über manches in ethnographischer, naturwissenschaftlicher und linguistischer Beziehung bisher Unbekannte oder Ungenaue bestimmtere Aufklärung zu verschaffen. Ueber die meisten dieser Gegenstände wurde bereits während der Reise an die kaiserliche Akademie der Wissenschaften Berichte erstattet; von anderen bleiben umfassendere Elaborate den wissenschaftlichen Publicationen über die Novarafahrt vorbehalten.

Hier wollen wir nur einen einzigen dieser angeregten Wünsche als von allgemeinerem Interesse näher erörtern, nämlich die neuesten Forschungen über den höchst merkwürdigen, noch so wenig gekannten, halb-wilden Volksstamm der Miáu-tse.

Diese merkwürdigen Menschen werden hauptsächlich in den Provinzen Kwei-chau, Yun-nán, Szechuen, Húnán, Kwáng-si und im westlichen Theile von Kwang-tung angetroffen. Die wilden Stämme auf der Insel

¹ Geography, Statistics and natural history of Chinese Empire. New-York 1847. — Tonic dictionary of Chinese Language. Canton 1856. — Chinese Commercial Guide, etc. fourth Edition. Canton 1836.

Formosa gehören dagegen einer völlig verschiedenen Abstammung an. Im kaiserlichen Dictionär von Kang-hi wird das Zeichen 田 miáu (eine Zusammensetzung der Worte „Blume“ und „Feld“) als „Samensprossen, Grashalme, die von Samen entsprossen“ bezeichnet. Das Wort 子 tsz dagegen ist der gewöhnliche Ausdruck für Sohn, Abkömmling. Dieser Erklärung zufolge scheinen also auch die Chinesen die Miáu-tse als die Kinder des Bodens, als Aboriginer oder Urbewohner des Landes zu betrachten. In ihren Berichten über dieses seltsame Volk theilen es die Chinesen in „Sang“ und „Schuh“. Sang, gewöhnlich nur in Bezug auf Früchte gebraucht, bedeutet „grün, unreif“, schuh dagegen „reif“; oder, in Bezug auf Nahrung, „sang“ roh, und „schuh“ gut gekocht. Sie wollen damit die wilden, unabhängigen „grünen,“ im Gegensatz zu den unterworfenen, civilisierteren „reifen“ Miáu-tse bezeichnen. Die Unterwerfung und Civilisation der letzteren ist indeß bis jetzt nur sehr unvollkommen gelungen. Wie in längst vergangenen Zeiten, so sind die Miáu-tse noch bis zur Stunde für die Chinesen lästige, unruhige Nachbarn. Herr Dr. Bridgman hat neuerlichst die Aufzeichnungen eines chinesischen Gelehrten über die Miáu-tse während seiner Reisen in der Provinz Kwei-chau ins Englische übersetzt und dadurch manchen neuen Beitrag zur Kenntniß der „Kinder des Bodens“ geliefert; das Werk enthält in zwei Octavbänden von gleichem Umfange 82 Skizzen oder Schilderungen. Jede derselben fällt durch eine, je nach dem Umfange des Mitgetheilten mehr gedrängte oder weiter gehaltene Handschrift eine Seite aus, während sich auf der nebenstehenden eine den Text erläuternde Illustration befindet. Dieses höchst seltene Werk theilt die Miáu-tse in 82 Stämme von mehr oder minder rohen Sitten, welche zum größten Theil keinerlei Schriftsprache besitzen, die wichtigsten Ereignisse bloß durch gewisse Einschnitte in Stäbe, oder durch sogenannte Kerbhölzer vor Vergessenheit bewahren, und sich nur von Waldfrüchten, Fischen und dem Fleische wilder Thiere nähren. Sie gehen gewöhnlich barfuß, sind höchst dürftig gekleidet, führen ein sehr mühevolleres entbehrungsreiches Leben und nehmen in allen Nöthen ihre Zuflucht zu bösen Geistern. Nur wenige Stämme unter ihnen treiben Ackerbau, sind industriös und verehren bei ihren Festen Buddha.¹ Einige

¹ In der Abbildung des chinesischen Originals, welche die Lo-hán-miáu oder buddhistischen Aboriginer schildert, ist Buddha in einer Höhle auf einem Felsen dargestellt. Zwei brennende Lichter stehen

dieser Stämme scheinen sich indeß schon ziemlich stark mit den Chinesen vermischt zu haben, wie z. B. die Tsché-tschai-miáu im District Kutschau, wohin sich einst der Rebelle Ma-sán-pái mit 600 seiner Leute flüchtete, als sein Versuch, unter dem feudalen Anführer Wú-san-kwei die regierende Dynastie zu stürzen, mißglückt war. Viele dieser Flüchtlinge gingen eheliche Verbindungen mit eingeborenen Frauen ein und werden noch jetzt mit dem Namen der sechshundert wilden Miáu-Familien bezeichnet.

In der Nähe von Dr. Bridgman's Behausung befindet sich eine auf Kosten der Mission unterhaltene Schule, in welcher 20 arme chinesische Mädchen während 5 Jahren in ihrer Muttersprache im Lesen, Schreiben, Rechnen, so wie in den Grundsätzen des Christenthums unterrichtet und sodann mit einer kleinen Ausstattung an brave Chinesen (christlicher Religion) verheiratet werden. Von der Ansicht befangen, daß sich günstigere Erfolge erzielen lassen, wenn man die verschiedenen Lehrgegenstände den Schülerinnen in der Muttersprache vorträgt, wird die englische Sprache gänzlich vernachlässigt. So interessant und bewunderungswürdig es aber auch ist, amerikanische Frauen in chinesischer Sprache Unterricht ertheilen zu hören, so hat doch diese Lehrmethode in der Folge manchen Nachtheil und die Mission wie die menschliche Gesellschaft im Allgemeinen würden weit mehr Nutzen davon ziehen, wenn sich die, in so philanthropischer Absicht herangebildeten weiblichen Geschöpfe zugleich auch eine, ihren Gesichtskreis erweiternde, gründliche Kenntniß des englischen Idioms erwerben könnten.

In der, ebenfalls durch die Mission erhaltenen Schule für chinesische Knaben wird ein anderes Lehrsystem befolgt. Die Kinder lernen eine Epistel zuerst in chinesischer, dann in englischer Sprache, und müssen hierauf das Chinesische ins Englische übersetzen. Wir hörten z. B. einen jungen Chinesen das Buch Ruth erst im Chinesischen, dann im Englischen hersagen. Hierauf im Englischen über die Bedeutung gewisser Stellen examinirt, antwortete

neben ihm, eines auf jeder Seite, und vor ihm zwei Betende in devoter Stellung, während man in einiger Entfernung ein Weib mit einem Kinde gewahrt, das sich der Gottheit nähert. Die Männer tragen Zuchtschwänze als Kopfschmuck, und ihre langen Haare hängen aufgelöst und nachlässig tief herab über die Schultern. Jährlich am dritten Tage des dritten Mondes, erzählt der chinesische Reisende, bringen Alt und Jung, Männer und Frauen dem Gotte Buddha Früchte zum Opfer, und singen und tanzen drei auf einander folgende Tage hindurch, während sie sich gleichzeitig jeder Art gekochter Nahrung enthalten. Aus dem Umstande, daß die Sitte, einen Zuchtschwanz als Kopfschmuck zu tragen, auch bei den Vorfahren der Mandschu's üblich war, und daß dieser Stamm Buddha's Statue verehrt, will Dr. Bridgman auf ehemals bestandene Beziehungen zu fremden Völkern schließen.

derselbe ziemlich präcis im nämlichen Idiom. Der Unterricht in dieser Schule ist zum größten Theil weiblichen Lehrerinnen anvertraut. Zwei derselben, Miß Jones und Miß Conover, bekundeten eine bedeutende Kenntniß der chinesischen Sprache und eine bewunderungswürdige Gabe der Mittheilung. Keine der angestellten Lehrerinnen ist verheiratet, während die Frauen der Missionäre nicht in der Schule unterrichten, sondern sich mit der Erziehung ihrer eigenen Kinder beschäftigen. Wir trafen vierzig chinesische Knaben, welche auf Kosten der Mission Unterricht erhalten, deren Eltern sich jedoch schriftlich verpflichten mußten, ihre Kinder zehn Jahre lang, nämlich bis zur Beendigung ihrer Erziehung, nicht aus der Anstalt zu nehmen. Diese Bedingung ist durch den wankelmüthigen Charakter der Chinesen dringend geboten, weil es sich sonst nicht selten ergeben dürfte, daß chinesische Eltern ihre Kinder vielleicht gerade in einem Momente wieder nach Hause nehmen würden, wo der sittigende Einfluß christlicher Cultur im jugendlichen Gemüthe zu keimen beginnt. Im Ganzen hat die Mission schöne Erfolge aufzuweisen. So sahen wir einen Schüler, welcher der Gesellschaft gegenwärtig als Lehrer angehört und das Englische fast geläufiger als seine Muttersprache spricht und schreibt. Ein anderer auf Kosten der Mission erzogener junger Chinese, Guan-wing, brachte acht Jahre im Yale College im Staate Massachusetts zu, und verdient gegenwärtig seinen Lebensunterhalt, indem er hiesigen Handelshäusern Briefe und Documente aus dem Englischen ins Chinesische, oder umgekehrt übersetzt.

Dr. Bridgman ist gleichzeitig der Gründer und Präsident des ersten wissenschaftlichen Vereins in Schanghai, der North China Branch of the Royal Asiatic Society. Diese Gesellschaft zählt fast alle in Schanghai lebenden Fremden zu Mitgliedern, welche sich im Winter regelmäßig zu geistigem Austausch versammeln, und giebt von Zeit zu Zeit in einer, von ihr veröffentlichten Zeitschrift Kunde von den Strebungen, Erfahrungen und Erfolgen ihrer Genossen auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft.

Zu Ehren der Anwesenheit der Kovara-Reisenden wurde eine außerordentliche Sitzung abgehalten, bei welcher einige vierzig Personen anwesend sein mochten. Der Präsident Dr. Bridgman begrüßte den Befehlshaber der Expedition und dessen Gefährten in einer warmen Ansprache, welche vom Commodore v. Wüllerstorff erwiedert wurde. Hierauf hielt eines der Mitglieder der Expedition einen Vortrag in englischer Sprache über den

Hauptzweck der ersten österreichischen Erdumsegelungs-Expedition und ihre wissenschaftlichen Aussichten, und suchte darauf hinzudeuten, daß die Hauptaufgabe derselben weniger in der Verfolgung rein wissenschaftlicher Aufgaben, als vielmehr darin bestehe, durch eine großartige Uebungsfahrt für unsere junge rasch aufblühende Kriegsmarine tüchtige Kräfte heranzubilden, die Flagge Oesterreichs an Orten zu entfalten, wo sie noch nie früher geweht, den Abschluß von Handelsverträgen mit fremden Nationen einzuleiten, Verbindungen mit wissenschaftlichen Instituten in den verschiedenen, im Laufe der Reise berührten Hauptstädten anzuknüpfen, und Sammlungen, namentlich von solchen naturhistorischen Gegenständen zu machen, deren Erwerbung aus Rücksichten der Kostspieligkeit oder des schwierigen Transportes dem einzeln reisenden Naturforscher fast unmöglich ist. Bei der innigen Theilnahme, welche der Expedition in Schanghai begegnete, schien es doppelt angezeigt in Bezug auf die von derselben verfolgten Aufgaben und die Ursachen, welche bei der Bestimmung der Reiseroute maßgebend waren, einige Erklärungen zu geben, um sowohl die kurze Dauer des Aufenthaltes in den einzelnen Hafensplätzen, als auch die eingeschlagene Route und den Besuch von bereits vielbekanntten Orten durch nautische oder politische Gründe zu rechtfertigen.

Nach Beendigung dieser Vorträge ergriffen noch mehrere der Anwesenden das Wort, darunter der eben in Schanghai verweilende bevollmächtigte Minister der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Mr. Reed, welcher seine lebhafteste Freude darüber ausdrückte, während seines Aufenthaltes in China mit dem Befehlshaber einer, in so schöner Mission begriffenen österreichischen Fregatte und mit dessen Gefährten zusammengetroffen zu sein.

Mr. Reed sprach mit großer Achtung von den wissenschaftlichen Strebungen der Deutschen und gedachte mit Begeisterung A. v. Humboldt's, des großen und edlen deutschen Gelehrten und Forschers, welchen die Nachricht vom Tode Washington's bereits in den Urwäldern Südamerika's mit wissenschaftlichen Untersuchungen beschäftigt traf, und der noch jetzt (August 1858) eine so bewundernswerthe geistige Thätigkeit entwickelte.

Außer Mr. Reed lernten wir bloß den französischen Bevollmächtigten Baron Gros persönlich kennen; die Gesandten Englands und Rußlands waren, ersterer nach Japan, letzterer nach dem Amur gesegelt. Wir machten die Bekanntschaft des Baron Gros im Hause des französischen Consuls

Mr. de Montigny, welcher während seines vieljährigen Aufenthaltes in China nicht nur das Ansehen und den Einfluß seiner Nation zu heben sich bemühte, sondern auch der Wissenschaft und der Agricultur wesentliche Dienste erwies. Ihm gebührt die Anerkennung, im Jahre 1847 die ersten Samenförner des sogenannten chinesischen Zuckerrohres (*Sorghum saccharatum*) nach Europa geschickt und zum Anbau daselbst empfohlen zu haben, jene merkwürdige Grasart, mit welcher seither wegen ihrer vielfachen nützlichen Verwendung viele hunderttausende von Morgen Landes in den verschiedenen Theilen der Erde bepflanzt sind. Herr v. Montigny zeichnete die Mitglieder der Expedition in jeder Weise aus, und beschenkte dieselben mit mehreren werthvollen Sämereien aus dem Norden China's. Unter denselben befanden sich nebst einer kleinen Quantität *Sorghum* mehrere Gemüsearten, welche sich zum Anbau in gemäßigten Klimaten eignen, wie z. B. Pouffén, Pa-tsé, Pon-ha-tsé, mit welchen seither in verschiedenen Theilen der österreichischen Monarchie Versuche angestellt worden sind. Auch hat M. de Montigny nach unserer Rückkehr neuerdings eine größere Quantität chinesischer Sämereien als Geschenke übersandt und ist fortwährend trotz seiner Kränklichkeit so theilnehmend bemüht, die der kaiserlichen Expedition vorgezeichneten Zwecke zu fördern, daß derselbe dafür kürzlich von Sr. Majestät dem Kaiser mit einem österreichischen Orden ausgezeichnet wurde.

Der Besuch, welchen zwei Naturforscher der Expedition dem Baron Gros machten, ließ nichts weniger als einen befriedigenden Eindruck zurück. Der französische Gesandte in China ist ein hoher, stattlicher, kräftiger Mann von ungefähr fünfzig Jahren, mit einem vollen, runden, bartlosen, mit Sommerprossen bedeckten Gesichte, und schütterem blonden Kopshaar. Er schien am liebsten von sich und seinen Connexionen zu sprechen und bemerkte wiederholt, daß er ein Freund deutscher Gelehrten sei und mit Herrn von Humboldt in Briefwechsel stehe. „Sie wissen doch“ — setzte Baron Gros gleichsam erläuternd hinzu — „der den Kosmos geschrieben hat“. Die beiden Expeditionsmitglieder errötheten; — deutschen Männern der Wissenschaft den Namen Humboldt nennen und noch einen literarischen Commentar hinzuzufügen — das mußte den Gefasstesten in Verlegenheit bringen. Einer der Novara-Reisenden versuchte das Gespräch auf den Golf von Petschili zu lenken, von wo Baron Gros so eben nach Unterzeichnung des Friedensvertrages zurückgekehrt war. Derselbe zeigte ihnen eine flüchtige Skizze

eines Theiles der großen chinesischen Mauer, welche er vom Golf von Petchili aus besucht und an Ort und Stelle gezeichnet hatte. Die Eingeborenen, mit denen er während seines Aufenthaltes im Norden zusammentraf, schilderte der französische Gesandte als außerordentlich verwahrlost und arm, aber nichts weniger als fremdenfeindlich. Thiereingeweide, welche die Matrosen wegwarfen, erhaschten und verschlangen sie mit Bier; ins Wasser geworfenen, leeren Flaschen schwammen sie bis auf weite Strecken nach, um dieselben aufzufangen, u. s. w. Ueber die politischen Vorgänge am Peiho und in Tien-Tsin bewahrte Baron Gros ein auffallendes Stillschweigen.¹

¹ Wir sind dagegen in der Lage, einen Auszug aus dem, im Auftrage eines Kaufmannes aus Schanghai geführten Tagebuche eines englischen Matrosen mitzutheilen, welcher die Expedition des Lord Elgin nach dem Peiho als Steuermann begleitete. Es ist trotz den zuweilen darin zu Tage tretenden naiven Ansichten ein werthvolles Schriftstück, das dem Leser zu manchen Reflexionen Anlaß geben dürfte:

30. Mai 1858. Der Peiho-Fluß ist an seiner Mündung 150 Yards (450 Fuß) breit und hat zur Ebbezeit eine Tiefe von $1\frac{3}{4}$ bis $4\frac{1}{2}$ Fuß. An der zwei Meilen breiten Barre beträgt der Unterschied des Wasserstandes zwischen Ebbe und Fluth 9 bis 10 Fuß. Westliche Winde verursachen die höchste Fluth. Landeinwärts in der Nähe von Tien-Tsin ist der Fluß 3 bis 6 Faden tief und 50 bis 100 Faden breit. Unzählige Dörfer liegen an beiden Ufern. Die Häuser sind aus Lehm und Stroh erbaut. Knaben bis zu acht Jahren nackt gesehen. Sehr arme Bevölkerung. Die Kulis stürzen sich ins Wasser nach leeren Flaschen, welche im Flusse herumschwimmen. Sie zeigen sich außerordentlich willig den Fremden behilflich zu sein. Thermometer 89 Grad Fahr. im Schatten, $10\frac{1}{2}$ Stunden vor der Mündung des Flusses, bei Tien-Tsin. Lord Elgin wohnt in einem Privathause auf dem Lande. Die Dolmetscher bewohnen eine Passagier-Schunke. Provisionen sind im Allgemeinen billiger als in Schanghai. Eine ungeheure Menge von Eingeborenen gastet den ganzen Tag hindurch die „Barbaren“ und ihre Schiffe an; Hunderte von ihnen folgen uns auf jeden Schritt. Fast alle Läden sind aus Schrecken vor den Barbaren gesperrt.

4. Juni. 95 Grad Fahr. Das Volk sehr willig, die Fremden mit Wasser, Thee u. s. w. zu versehen. Die Eingeborenen sind durchschnittlich fünf bis fünf Fuß drei Zoll hoch und wohlproportionirt. Einige unter ihnen sind ungeheuer (tremendously) dick und haben enorm große Köpfe. Unter der ganzen Menge sah ich kein einziges Frauenzimmer. Die Straßen sind enge, schmutzig, uneben. Mehrere Handwägen bemerkt, welche Wasser aus dem Flusse nach dem Dorfe brachten. Auf jedem Wagen befinden sich sechs bis acht Wassereimer. Auch viele Maulthiere wurden gesehen, aber wenig Pferde.

18. Juni. Heute schloß der russische Minister seinen Vertrag ab. Ein russischer Courier geht morgen nach St. Petersburg mit Depeschen.

26. Juni. Heute Abends sechs Uhr wurde der Vertrag von Seite Englands unterzeichnet. In feierlicher Procession nach der Stadt gezogen. Alle Schiffe waren mit Flaggen geschmückt, die Wanten benannt. Die Feierlichkeit fand im Yamun statt. Lord Elgin saß am mittleren Tische, einen Mandarin zu jeder Seite. Ich höre, ihre Namen waren Wa-schu-nan und Kwei-tsi-ang. Ersterer ist ein starker, kräftiger Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren, letzterer dagegen ist viel älter und schien körperlich sehr angegriffen, wahrscheinlich in Folge einer Krankheit, von welcher derselbe erst kürzlich genesen war. Nachdem die Ceremonie des Unterzeichnens und Siegelns durchgemacht war, wurden Erfrischungen eingenommen, welche der Mandarin zum Besten gab. Lord Elgin brachte Trinkprüche aus auf die Gesundheit des Kaisers von China und auf die künftige Freundschaft zwischen den beiden Nationen, welche von den Mandarinen beantwortet wurden. Bald nachher brach die Versammlung auf und marschirte beim, begleitet von einer vortrefflichen Musik. Die ganze Feierlichkeit dauerte $3\frac{1}{2}$ Stunden. Es war Vollmond und eine herrliche Nacht.

Einige Umstände mögen allerdings dazu beigetragen haben, den französischen Bevollmächtigten in eine Stimmung zu versetzen, in welcher er sich am liebsten mit sich selbst beschäftigte. Baron Gros widerfuhr nämlich die große Unannehmlichkeit, daß das Schiff, welches ihn von Frankreich nach China brachte, die Propellerfregatte Audacieuse, plötzlich seeuntauglich wurde und von ihm verlassen werden mußte. Binnen vierundzwanzig Stunden machte sie 100 bis 140 Tonnen Wasser und es blieb nichts übrig, als das Schiff schleunigst nach den Docks in Whampoa zur Ausbesserung zu bringen, während der Gesandte mit einer anderen Gelegenheit nach Europa zurückkehren mußte. Dabei litt der ziemlich beliebte Baron an einem, in heißen Ländern häufig auftretenden Uebel, an sogenannten Furunkeln oder kleinen Geschwüren (eloux), welche überaus schmerzvoll sind und jede Art von Bewegung verleiden. Wessen Haut für dieselben empfänglich, kann ihrer nicht mehr los werden, außer indem er sich in ein kälteres Klima versetzt.

Eine andere Persönlichkeit, welche zur Zeit unserer Anwesenheit in Schanghai durch ihr bizarres, ans Abenteuerliche streifendes Auftreten ein

27. Juni. Nachmittags wurde der Vertrag mit den Franzosen unterzeichnet. Bei der Rückkehr nach den Schiffen Flambeau, Blaufeuer u. s. w. Ki-hing, der Mandarin, welcher zum Zustandekommen des Vertrages beitrug, wurde zur Enthauptung verurtheilt, weil man ihn anklagte, daß er den Barbaren die Thore öffne; doch soll er seither begnadigt worden sein.

3. Juli. Aus Peking traf heute die Nachricht ein, daß sich Ki-hing den Hals abschnitt.

4. Juli. 96 Grad Fährh. im Boote, trotz den Segelgelten und dem Umstande, daß das Dach der Steuerhütte fortwährend mit Wasser bespritzt wird.

6. Juli. Von Tien-Tsin abgereist. — Nach einer langen, beschwerlichen und ermüdenden Fahrt von 15 Tagen kamen wir am 21. Juli wieder alle wohl in Schanghai an.

Preise der Lebensmittel in Tien-Tsin, wie sie am 28. Mai 1858 für den Bedarf der englischen Marine festgesetzt worden:

Ochsen (im durchschnittlichen Gewichte von 4 Vierteln = 533 Pfund)	10	Dollar	pr.	Stück.
Schafe	2	"	"	"
Hühner	1	"	"	Duzend.
Enten, Gänse	2	"	"	"
Eier	3	"	"	1000 Stück.
Gemüse	1.50	Cent	pr.	Pikul = 133 $\frac{1}{3}$ Pfund.
Reis	5	Dollar	pr.	Pikul.
Zucker	6	"	"	"
Damswurzeln	1	"	"	Duzend.
Birnen	1	"	"	100 Stück.
Äpfel	1.50	"	"	100 "
Eis	200	Kupfer-Cash	pr.	Pfund.

Alle Artikel mußten von bester Qualität geliefert werden. Die Preise wurden in mericanischen Dollars bezahlt. Jeden Morgen ging ein Boot an Bord des „Coromandel“, wo die Einkäufe statt fanden.

wenig beneidenswerthes Aufsehen erregte, und nicht eben beitrug Frankreich in diesen Breitegraden würdig zu vertreten, war der Marquis de Chaffiron. Durch seine Verheirathung mit einer (seit her gestorbenen) Prinzessin Murat trat er in enge Verwandtschaft mit dem Kaiser der Franzosen, den er ziemlich häufig kurzweg „mon neveu, l'Empereur“ nannte, und erwarb sich dadurch einen Rechtstitel auf die Würde eines französischen Senators. Obwohl seine Mission, wie es schien, ganz andere als diplomatische Zwecke hatte, so wußte er doch mit viel Geschick das Gerücht zu verbreiten, er sei zum Nachfolger des Baron Gros im Mittelreiche bestimmt.

Eines Tages erhielten der Befehlshaber und einige Mitglieder der Expedition vom englischen Consul, dem überaus freundlichen und zuvorkommenden Mr. Brook Robertson, die Einladung, im Consulatsgebäude dem Empfang des Täu-tái oder höchsten chinesischen Beamten der Stadt beizuwohnen. Dieser Mandarin, dessen Autorität sich über die drei Präfecturen von Sutschau, Sungtjang und Taising im Nordosten der Provinz Kiangsi erstreckt, steht unter dem Gouverneur von Sutschau und residirt erst in Schanghai, seitdem dieser Port dem allgemeinen Handel geöffnet wurde. Sein Gehalt beträgt gesetzlich nur 4000 Taels, allein die verschiedenen Sporteln und Nebeneinnahmen steigern sein Einkommen auf 365.000 Taels, mit welcher Summe derselbe jedoch die Gehalte für seine Untergebenen u. s. w. bestreiten muß. Man schätzt indeß den Reinertrag dieses Amtes auf 25 bis 30.000 Taels jährlich. Außer dem Täu-tái ist es nur noch der Tschihien, ein Magistratsbeamter, welcher in Schanghai lebt und mit den Fremden verkehrt. Wir machten von der Einladung des englischen Consuls um so freudiger Gebrauch, als es durch die plötzliche Abreise des Täu-tái nach Sutschau, um die kaiserlichen Commissäre aus Peking zu empfangen, uns versagt blieb, demselben in seinem Palais in der Stadt einen Besuch abzustatten.

Genau zur bestimmten Stunde, um zwei Uhr Nachmittags, bewegte sich eine förmliche Procession in der Richtung des Gebäudes des englischen Consuls. Voran zahlreiche Titel und Insignien auf rothen Stangen getragen, dann der Täu-tái, in einer großen eleganten Sänfte und durch viele reichgekleidete Kulis fortbewegt, und endlich eine Unmasse von Dienern als lärmendes Gefolge. Mr. Robertson empfing den Täu-tái an der Schwelle des Hauses und begrüßte ihn mit dem üblichen „Tschin-tschin“, indem er die gefalteten, vor der Brust hingestreckten Hände einige Male nach einander bewegte.

Alle Anwesenden behielten den Kopf bedeckt, machten ebenfalls einige „Tschin-tschins“ und begleiteten hierauf den Besuchenden nach dem Empfangsalon, in welchem fünf Stühle bereit standen. Der Ehrensitz war zur Linken. Als der Táu-tái sich gesetzt hatte, nahmen auch die andern Anwesenden Platz und unter dem Drucke einer wahrhaft tropischen Hitze wurde der Vorschlag gemacht, der chinesischen Sitte und Höflichkeit entgegen, sich der Kopfbedeckung zu entledigen. Der Mandarin schien übrigens sein trichterförmiges Strohharett mit dem blauen Knopf und der Pfauenfeder eben so gerne abzulegen, als die Europäer ihre Uniformmützen.

Die Vorstellung des Befehlshabers und eines Mitgliedes der Novara-Expedition veranlaßte den Táu-tái durch Mr. Meadows, welcher die Stelle eines Dolmetschers versah, an den englischen Consul die Frage richten zu lassen, ob unsere Fregatte gleichfalls im Golf von Petchili gewesen sei. Mr. Robertson ließ hierauf erwidern, daß die Novara das erste Kriegsschiff einer mit England befreundeten deutschen Großmacht sei, welches jemals den Jang-tse-kiang und Wusungfluß befahren habe und daß die kaiserliche Fregatte mit ihrer Reise zugleich wissenschaftliche Zwecke verbinde. Hierauf wurden einige laufende Geschäfte verhandelt. Das Gespräch wurde im Chinesischen geführt und Satz für Satz von Mr. Meadows übersetzt. Man schien sich indeß rasch zu verständigen. Der Mandarin nickte zu allen Vorschlägen. Während der Verhandlungen waren zwei Diener abwechselnd damit beschäftigt, eine kleine Pfeife mit ölgebeiztem Tabak zu stopfen und sie dann dem Táu-tái zu reichen. Dieser that daraus einige Büge, ließ den Rauch durch die Nase wieder ausströmen und sodann die Pfeife von neuem mit ein bißchen Tabak füllen.

Auch die schon erwähnte Sitte, zur Erfrischung sich das Gesicht mit einem feuchten heißen Tuche zu bestreichen, kam zum Vorschein, indem einer der Diener ein ziemlich dickes leinenes Tuch in einen Topf mit heißem Wasser tauchte, dasselbe gut auspreßte, und sodann dem Mandarin präsentirte, der sich damit von Zeit zu Zeit ohne die Conversation zu unterbrechen, den Schweiß von der Stirne wischte.

Der Táu-tái war eine sehr wohlproportionirte, schöne Gestalt, mit vornehmen, äußerst intelligenten Zügen, einem runden, glatten, weichen Gesicht ohne allen Bartansflug, geschlitzten Augen, schönen, kleinen Händen und zierlichen Fingern mit sehr langen Nägeln. Sein Anzug war höchst

einfach. Er trug der Kühlung wegen ein Hemd aus dünnem, jungem Bambus und einen langen, gelblichen Ueberwurf darüber, eine weite Hose, und statt der gewöhnlichen chinesischen Schuhe mit hohen Korkabsätzen oder weißen, dicken Kamaschen, leichte europäische Schuhe. Seine Kopfbedeckung bestand in einem kegelförmigen, feinen Strohharett mit einer rothen Quaste und einem blauen Knopf in der Mitte, und einer rückwärts horizontal wegstehenden, dunkelgrünen Pfauensefeder.

Nachdem die Geschäfte abgethan waren, wurde ein Tisch gedeckt, und der Táu-tái zu einem Imbiß eingeladen. Nach chinesischer Sitte wurden blos Backwerk, Confituren und Früchte servirt. Die Getränke bestanden in Liqueur, Sherry, chinesischem Wein oder Samschoo (aus Reiß bereitet und in Tassen statt Gläsern credenzt), in grünem und Mandelthee. Der Madarin trank allen Anwesenden zu und schien an dem Sherry und Maraschino mehr Gefallen zu finden, als an den einheimischen Getränken. Besonders die schlanke Liqueurbouteille mit ihrer goldschimmernden Etiquette und der dicke Korkstößel schienen seine Aufmerksamkeit zu fesseln.

Nach einigen banalen Phrasen brachte der Táu-tái das Gespräch wieder auf Oesterreich und bemerkte, er habe nie früher von dieser Macht etwas gehört. Mr. Meadows bemühte sich, dem Gedächtniß des chinesischen Beamten zu Hülfe zu kommen, ließ die von Dr. Muirhead ins Chinesische übersezte allgemeine Geographie holen, schlug die darin über Oesterreich handelnde Stelle auf, und reichte das Buch dem Táu-tái, welcher sich den ganzen Passus von seinem Diener vorlesen ließ, um sich einigermassen über das Land zu unterrichten, aus dem die Fremdlinge zu seiner Linken und Rechten kamen.

Hierauf erkundigte sich der wißbegierige Chinese um die Hauptausfuhrartikel und den Haupthandel des Landes, und sagte, er hoffe bald mehr „Mandarine aus Oesterreich“ in Schanghai zu sehen. Die Novara-Reisenden versuchten ihrerseits, durch Vermittlung des Regierungs-Dolmetschers aus einem leicht verzeihlichen, patriotischen Stolze dem Táu-tái eine möglichst gute Meinung von ihrem Vaterlande beizubringen und eine glänzende Schilderung von dem österreichischen Kaiserreiche, seinen Naturschätzen und seiner Bevölkerung zu geben. Von Zahlen schien der wackere Mann sich keine richtige Vorstellung machen zu können, denn die Bemerkung, daß der Kaiserstaat beinahe 40 Millionen Seelen umfasse,¹ versetzte ihn in ungeheures

¹ August 1858.

Erstaunen, während dies gleichwohl noch nicht der zehnte Theil der Bevölkerung des chinesischen Reiches ist.

Als sich der Täu-tái wieder zum Fortgehen anschickte, entstand plötzlich auf der Straße ein gewaltiger Lärm. Es schien ein Volksauflauf zu sein, und Diener wurden sogleich entsendet, sich nach der Veranlassung dieses ganz unerwarteten Ereignisses zu erkundigen; dieselben kamen mit der Nachricht zurück, ein Matrose eines englischen Kauffahrers habe einem Kuli aus dem Gefolge so stark mit der Faust ins Gesicht geschlagen, daß dieser bedeutende Wunden davon trug und heftig blute. Der Täu-tái begab sich selbst nach der Vorhalle. Als der Verwundete seinen Herrn nahen sah, warf er sich, um Gnade flehend, vor ihm nieder und zeigte sein blutriesendes Gesicht und die klaffenden Wunden; doch dieser befahl dem Kuli aufzustehen und ließ ihn der chinesischen Polizei überantworten. Zuweilen sollen Chinesen, wenn sie im Kampfe vom Gegner verwundet werden, oft wochenlang das Gesicht von solchen Blutspuren nicht reinigen und eine besondere Genugthuung darin finden, dieselben zeigen zu können.¹ Hierauf setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Voraus Einer, welcher von Zeit zu Zeit auf das Gong-gong schlug und dann mit Stentorstimme durch die Straßen rief, damit das Volk mit Achtung bei Seite trete und der Täu-tái ungehindert passiren könne. Hintennach aber Polizeimänner, Häfcher mit großen

¹ Als ein anderes Zusammentreffen mit einem hochgestellten chinesischen Beamten müssen wir noch das einiger Expeditionsmitglieder mit einem Mandarin, Namens Li-hoi-wan, erwähnen. Derselbe empfing sie in seiner Wohnung in einem Zimmer, in welchem kleine Tischchen und Stühle standen und im Hintergrund erhöhte Polsterfüße aufgerichtet waren. Li-hoi-wan, ein großer starker Mann, erschien, den Mandarinhut mit einem blauen Knopf auf dem Kopfe, in einem bis zur Erde reichendem graublauen Rocke, begrüßte die Fremden mit vor die Brust gehaltenen Fäusten, hieß sie auf den Polsterfüßen Platz nehmen und ließ ihnen Cigarren und Thee reichen. Später wurden Süßigkeiten aller Art, Backwerk und Früchte so wie chinesische Weine aufgetragen, welsch letztere jedoch ihrem Geschmack und Geruch nach eher einem Parfümerieladen als einem Weinkeller zu entstammen schienen. Zwei Tage später ließ der feingesittete Chinese den Reisenden seinen Gegenbesuch in ihrer Wohnung im Hause des odenburgischen Consuls, Herrn Probst, ankündigen. Genau zur festgesetzten Stunde erklangen drei weithin schallende Gong-Gongschläge, ein Polizeisoldat brachte eine brennend rothe Visitenkarte mit den Schriftzeichen und Titeln Li-hoi-wan's, welcher sofort von unsern Reisecollegen nach chinesischer Sitte an der Schwelle des Hauses empfangen wurde. Er erschien in schwerer seidener Kleidung, den Fächer im reichgestickten Futteral zur Seite, eine goldene Cylinderröhre im Gürtel, und war bester Laune. Der gastliche Hauswirth hatte nach Landesitte einen „Tschau-tschau“ oder Imbiß bereiten und auftragen lassen, zu dem aber statt Samschoo französischer Champagner getrunken wurde. Wenige Tage darauf besuchte der Mandarin seine neugewonnenen Freunde am Bord der Fregatte und brachte ihnen verschiedene Geschenke mit: Seidenstoffe, Nüsse, Thee, getrocknete Früchte, und chinesische Sprüche auf große, lange Papierrollen geschrieben, damit sie sich, wie er wörtlich sagte, an ihn erinnern, „wie an einen Bruder“.

Bambusstangen und der Scharfrichter mit dem Beil, der bei keinem solchen Zuge fehlen darf und wahrscheinlich nur als allegorische Figur mitgeht, um nämlich der Menge die Folgen des Ungehorsams und der Auflehnung gegen die einherstreichende Gewalt stets vor Augen zu halten.

Der einzige größere Ausflug, den wir von Schanghai aus unternahmen, war eine Fahrt nach der 12 Meilen entfernten Jesuiten-Mission Sikkawéi. Unser liebenswürdiger Hauswirth, Herr James Hogg, einer der Partner der weltbekannten Firma Lindsay und Comp.¹ und Consul für die Hansestädte, dem wir für seine außerordentlich liebenswürdige Gastfreundschaft zu großem Danke verpflichtet sind, hatte die Aufmerksamkeit uns seine prachtvolle Yacht „Flirt“ zur Verfügung zu stellen und uns nebst dem heldenmüthigen Mr. Gray (vom amerikanischen Hause Russell und Comp.), welcher im Kampfe gegen die Tai-ping-Rebellen vor den Thoren Schanghai's einen Fuß eingebüßt hatte, zu begleiten. Da die Europäer solche Vergnügungsboote bei ihren Ausflügen ins Innere zugleich als Wohnungen benützen, um nicht die zuweilen unsichere Gastfreundschaft der Chinesen ansprechen zu müssen, so sind solche Fahrzeuge mit allen möglichen Bequemlichkeiten versehen, haben einen zierlichen Salon mit einer kleinen Bibliothek, Boudoirs, Schlafzimmer u. s. w. Sie führen in der Regel ungewöhnlich große Segel und werden bei Windstille, gleich den einheimischen Booten, mit einem großen Ruder am Hintertheil, das zugleich als Steuerruder dient, fortbewegt. Die Fahrt auf dem Wusungflusse, wo über 100 fremde Kauffahrer und mehr als 1000 chinesische Dschunken vor Anker lagen, war von hohem Interesse. Viele in der Nähe der katholischen Kirche zu Tonka-dú geankerte Dschunken führten zum Zeichen des religiösen Bekenntnisses der Mannschaft in ihrer Flagge ein schwarzes Kreuz in weißem Felde. Hier sahen wir auch zum ersten Male siamesische Schiffe, meist nach europäischen Modellen in Siam gebaut. Wir zählten deren elf. Als Flagge hatten sie einen ziemlich hübsch gemalten Elephanten in einem Felde von bald rother, bald blauer Farbe, je nach Phantasie und Geschmack des Schiffeigners. Diese mit Siamesen bemannten Schiffe werden von englischen Capitäns befehligt, und sind mit 10 bis 12 Kanonen ausgerüstet, so daß der König von Siam seine kleine Handelsflotte im Nothfalle auch zu Kriegszwecken benützen kann.

¹ Seither hat sich Herr Hogg von diesem Hause getrennt und mit seinem Bruder Edward J. Hogg unter der Firma: Hogg Brothers, in Schanghai selbstständig etablirt.

Der 200 bis 300 Klafter breite Canal, welcher den Wusungfluß mit den kleinen Flüssen im Innern verbindet, heißt Wuang-po, eine Bezeichnung, welche einige Schriftsteller für den Namen des Erbauers halten, während andere behaupten, dieselbe rühre von wong (gelb) her und beziehe sich auf die Farbe des Canals, ähnlich wie Wham-poa (bei Canton) den „gelben“ Ankerplatz bedeutet. Nichts hat wohl so sehr zur Entwicklung jener großartigen Handelsthätigkeit beigetragen, welche wir dermalen an den Chinesen bewundern, als das gewaltige Canal-System, dessen Ausführung bereits im siebenten Jahrhundert so überaus eifrig betrieben wurde.¹ Die zahllosen künstlichen Canäle, von denen der ganze Norden China's durchschnitten ist,



Landschaft am Wusungflusse.

und welche durch höchst glückliche Berechnungen alle Seen und schiffbaren Flüsse des ausgedehnten Reiches mit einander verbinden, ermöglichen es, durch alle Provinzen zu reisen, ohne das Boot nur ein einziges Mal verlassen zu müssen. Sie ersetzen den Mangel an guten Landstraßen und machen selbst den Abgang an Schienenwegen in einem Lande minder fühlbar, wo der Arbeitslohn so beispiellos niedrig ist.

Sobald man Schanghai mit seiner großartigen Handelsflotte im Rücken hat, ist die weitere Fahrt ziemlich einformig. Die Ufer zu beiden Seiten sind

¹ Unter Kaiser Yang-ti von der Tsin-Dynastie, welcher im Jahre 605 unserer Zeitrechnung den Thron bestieg, wurden mehr als 1600 Meilen Canäle theils gebaut, theils umgebaut und ausgebessert, und die ungeheueren Arbeiten unter Soldaten, Stadt- und Dorfbewohner vertheilt. Jede Familie mußte

niedrig, und so weit das Auge zu reichen vermag, erblickt es keinen einzigen Hügel, nicht einmal eine Erhöhung, sondern nur flaches Flußalluvium, von dem allerdings jeder Zoll breit bebaut und benützt erscheint.

Nachdem wir einige Stunden mit der „Flirt“ gefeselt waren, kamen wir zu einem Nebenarme des Canals, wo wir in ein kleineres aber nicht minder zierliches Fahrzeug, das Eigenthum des Mr. Gray, überschifften, welches geringeren Tiefgang hatte und uns bis zur Jesuiten-Mission bringen sollte. Allein auch jetzt stieß bei dem niedern Wasserstande unsere Navigation auf Schwierigkeiten, und trotz unserem wackern Lau-tá (der alte Große),¹ welcher das Boot mit staunenswerther Geschicklichkeit durch alle die Krümmungen des kleinen Canals zu winden verstand, mußten wir endlich doch Halt machen und die letzte Strecke bis zur Mission, gegen zwei Meilen, zu Fuß zurücklegen.

Wir wanderten jetzt über grüne Reis- und Baumwollfelder, durch Kraut- und Gemüsegärten, wohl auch über Gräber, welche sich hier und da zerstreut am Wege erhoben. Zuweilen tauchten in einiger Entfernung kleine Dörfer und einzelne Gehöfte auf.

In Sikkawéi trafen wir zwanzig Jesuiten, Franzosen und Italiener, in völlig chinesischer Tracht mit halbgeshorenen Köpfen, langen, bis zur Erde reichenden Zöpfen, weiten, gelben Kleidern und samtenen Schuhen auf hohen Korksohlen. Es war ein höchst frappanter, fast theatralischer Anblick. Man führte uns in das Empfangszimmer und ließ uns einige Erfrischungen reichen. Die Conversation wurde bald lebhaft, und mit ihr gewann die Scene an Eigenthümlichkeit, als die scheinbaren Chinesen, an einem Tische im Kreise herum sitzend, und aus kleinen Pfeifchen mit langen Röhren feinen, ölgebeizten Tabak schmauchend, in fließendem Französisch und Italienisch über Paris, Neapel und Wien, über Wissenschaft und Kunst zu sprechen angingen.

Die Mission wird durch die Propaganda in Rom, so wie durch freiwillige Beiträge erhalten. Etwa achtzig Schüler, meistens Kinder armer Eltern, werden daselbst in der chinesischen Sprache und Literatur, im Lesen,

einen Mann zwischen 15 und 50 Jahren stellen, dem die Regierung nur die Nahrung verabreichte. Die Soldaten, welche die mühsamsten Arbeiten auszuführen hatten, erhielten eine höhere Löhnung. Einzelne dieser Canäle, welche den innern Handel belebten und dadurch dem ganzen Reiche so großen Nutzen gewährten, wurden 40 Fuß breit angelegt und an beiden Ufern mit Ulmen und Weiden bepflanzt.

¹ Von Lau alt und tá groß, der Titel des Capitáns eines einheimischen Fahrzeuges, gleichviel ob das durch diesen Titel ausgezeichnete Individuum alt und groß ist, oder nicht.

Schreiben, Rechnen, Zeichnen und in der römisch-katholischen Glaubenslehre unterrichtet; dagegen wird auf die Erlernung der französischen oder englischen Sprache, so wie auf die Aneignung gewisser praktischer mechanischer Kenntnisse nur wenig Sorgfalt verwendet. Man scheint bei der Erziehung hauptsächlich den Zweck vor Augen zu haben, den Schülern durch eine gründliche Kenntniß der chinesischen Literatur die höchsten Stellen im Staate leichter zugänglich zu machen und sich auf diese Weise Einfluß und Protection zu sichern. Eben so strebt man die Zahl der Convertiten dadurch zu vermehren und den Uebertritt zu erleichtern, daß man ihnen, ähnlich wie den Indianern Mittel- und Südamerika's, die Beibehaltung gewisser heidnischer Gebräuche, wie z. B. die Anbetung ihrer Ahnen, die Ceremonien beim Tode eines Verwandten u. s. w., stillschweigend gestattet.

Ein Zweig der Kunst, in welchem es einige Schüler durch ihre natürlichen Anlagen zu einem schönen Grade von Vollkommenheit gebracht haben, ist die Holzschneiderei. In der Kirche der Mission wird eine Anzahl sehr schöner, aus Holz geschnitzter Altarfiguren gezeigt, das Werk eines Jesuiten von spanischer Abkunft, welcher durch Talent und Vorliebe den Grund zu dieser Bildhauerschule gelegt zu haben scheint. Im sogenannten Modellzimmer befinden sich in einem Glaskasten zahlreiche, von der geschickten Hand des genannten Jesuiten ausgeführte Figuren und Büsten. Hier sind gleichfalls sehr schöne, von chinesischen Zöglingen in Thon ausgeführte Christusköpfe, Madonnen, so wie die Büsten der Königin Victoria, des Prinzen Albert und Louis Napoleon zu sehen. Alle diese Arbeiten sind zwar doppelt bewunderungswürdig, wenn man die geringen, höchst mangelhaften Behelfe berücksichtigt, mit welchen sie ausgeführt wurden, allein ihr praktischer Werth ist ein sehr geringer, denn jetzt, wo keiner der Jesuiten der Mission eine besondere Vorliebe für die Bildhauerkunst besitzt, hat auch der Unterricht in diesem Zweige gänzlich aufgehört.

Ueberhaupt sind die gegenwärtigen Leistungen der Mitglieder aus der Gesellschaft Jesu in China bei weitem nicht mit jenen ihrer berühmten Genossen im vorigen Jahrhundert zu vergleichen; man begegnet weder gründlicher Bildung, noch praktischer Tüchtigkeit, und Sikkawéi mit seiner dermaligen geistlichen Bevölkerung wird in keinem unbefangenen Katholiken einen befriedigenden Eindruck zurücklassen. Es fehlt hier dermalen an allem, was einst den Jesuiten in China zu so viel Ruhm und Ansehen verhalf:

weder eine entsprechende Bibliothek, noch astronomische und physikalische Instrumente, noch chemische Laboratorien sind vorhanden und fast scheint es auch an christlicher Toleranz, jenem untrüglichen Kennzeichen wahrer Bildung und Aufklärung, zu fehlen. Wenigstens glauben wir dies aus den Bemerkungen eines Jesuiten schließen zu müssen, welcher uns im Kloster herumführte, einige chinesische Worte an die neugierig uns angaffenden langbezopften Jünger richtete, und dann, zu uns gewendet, im Französischen bemerkte: „Ich habe den jungen Chinesen erklärt, daß unsere gegenwärtigen Gäste römisch-katholische, wahre Christen seien, weil zuweilen auch Engländer die Mission besuchen, und das sind Ketzer.“ —

Es soll gegenwärtig in der ganzen Provinz an 80.000 Katholiken geben, d. h. Chinesen, welche sich zum Katholicismus bekennen, ohne jedoch von dessen Geiste und Wesen mehr als einen höchst oberflächlichen Begriff zu haben. Mehrere der anwesenden Jesuiten waren Missionäre aus dem Innern der Provinz, welche bloß auf kurze Zeit den eigentlichen Sitz ihrer Thätigkeit verlassen hatten und zur Erholung nach Sikkawé gekommen waren.

Um nach unserem Boote zurückzukehren, bedienten wir uns des in China gebräuchlichsten Verkehrsvehikels, des Sedan-chairs oder der Sänfte. Der gewöhnliche Sedan-chair unterscheidet sich in seiner äußeren Form und inneren Einrichtung nur wenig von den, noch jetzt in kleineren deutschen Städten bestehenden Portechaisen. Bei der außerordentlichen Billigkeit des Arbeitslohnes ist selbst der minder bemittelte Chinese im Stande, von diesem bequemeren, in heißen Klimaten doppelt erwünschten, Mittel der Fortbewegung Gebrauch zu machen. Sogar längere Reisen werden in solchen Tragfesseln unternommen. In der Regel legen Sänfenträger zwanzig bis fünf- undzwanzig Meilen per Tag zurück und erhalten für diese Entfernung nebst Verköstigung (bestehend in Thee, Reis, Gemüse und Kuchen) 1 Dollar. Reisegepäck, so wie Waaren im Allgemeinen werden durch Kulis befördert, und zwar trägt ein Kuli leicht 110 Katti's oder 146 Pfund. Er übersteigt mit einer solchen Last sogar hohe Gebirgspässe und wird damit täglich ohne große Ermüdung dreizehn Meilen zurücklegen. Ist eine besondere Geschwindigkeit nöthig, so muß die Last um die Hälfte vermindert werden, wo dann ein Kuli allerdings im Laufe eines Tages eine doppelt große Distanz zurücklegt, allein was an Schnelligkeit gewonnen wird, geht an Kraft verloren.

Auf der Rückfahrt nach Schanghai besuchten wir noch die berühmte



Pagode Long-sáh.

sechstöckige Pagode Long-sáh, welche angeblich im Jahre 250 nach Chr. G.

zur Zeit der drei Reiche erbaut wurde. Sie ist von allen bisher bekannt gewordenen Pagoden, selbst der berühmten in Canton nicht ausgenommen, die am besten erhaltene, und besteht aus einem großen, umfangreichen, achteckigen, ungefähr 150 Fuß hohen Thurm, in sechs Stockwerke abgetheilt, von welchen ein jedes eine ringsherum führende, reichverzierte Gallerie besitzt. Das pyramidenförmige Dach zeigt aufgestülpte Ecken, an welchen Glocken hängen, die, vom Winde bewegt, klingend ertönen. Vom obersten Stockwerke, zu dem man auf einer steinernen Wendeltreppe gelangt, hat man eine besonders hübsche, weite Aussicht auf das Land und dessen Kultur, indem sich erst 200 Meilen im Norden und Nordwesten von Schanghai Berge erheben und daher der Fernblick in keiner Weise beengt wird. Man gewinnt durch diese Rundschau eine ziemlich richtige Vorstellung von dem Charakter einer chinesischen Landschaft, der Art und Weise ihrer Bewirthschaftung, der Anlage der Dörfer, so wie von der großen Leichtigkeit des Verkehrs durch die fast zahllosen künstlichen Wasserwege, welche das Land in allen Richtungen durchschneiden. Ganz in der Nähe dieser Pagode erhebt sich ein Buddhatempel, der berühmte Läng-hwó, welcher im Jahre 230 unserer Zeitrechnung erbaut wurde. Er ist unter den siebenzig in der Provinz bestehenden Buddha- und Taouistentempeln der größte und prächtigste, und übertrifft selbst jenen in Singapore an Ausdehnung, Schönheit der Architectur und innerer Ausstattung. Unzählige, zum Theil kolossale Figuren aus Holz, Gyps und Porzellan, reich verziert und vergoldet, sind im rückwärtigen Theil der Bauten aufgestellt. Auch ein weibliches Standbild, in der Darstellung an die Madonna des Christenthums erinnernd, befindet sich unter diesen chinesischen Heiligen.

Offenbar stand dieser Tempel einmal mit der Pagode in Verbindung und die verschiedenen kleinen Räumlichkeiten im Hintergrunde desselben scheinen Herbergen für Priester und fromme Pilger gewesen zu sein. Einer alten chinesischen Sage nach verdankt dieser Tempel folgendem Vorfall seine Entstehung: Ein König aus dem Süden, welcher eine Nacht mit seinem Boote im Whampoa-Canal ankerte, sah plötzlich aus dem hohen Grase ein Licht aufflackern und gegen Himmel sich erheben, und er befahl sofort, daß an dieser Stelle ein Tempel erbaut werde.

Eine der interessantesten Episoden unseres Aufenthaltes in Schanghai bildet ein echt chinesisches Mahl, welches ein reicher einheimischer Kaufherr,

Namens Ta-fi, ein warmer Freund der Fremden, den österreichischen Reisenden zu Ehren gab. Die großen, nach Landesfittte auf blutrothem Papier in chinesischer Sprache geschriebenen Einladungskarten, in gleichfalls blutrothen Enveloppes steckend, wurden den geladenen Gästen schon mehrere Tage vorher ins Haus gesandt.

Um acht Uhr Abends begann das Fest. Das Haus Ta-fi's ist, wie alle Wohnhäuser reicher Chinesen, mit einer großen, 6 bis 7 Fuß hohen, weiß angestrichenen Mauer umgeben und erst, nachdem man einige schmale Gänge durchschritten hat, gelangt man in die eigentlichen Gemächer. Dieselben waren mit großen farbigen Laternen geschmückt, welche trotz ihrer Menge nur ein mattes, wohlthuendes Licht verbreiteten.¹ An den goldverzierten Wänden hingen zahlreiche Sprüche einheimischer Weisen, mit schwarzer Tusche theils in chinesischen, theils in tatarischen Schriftzeichen auf gelbe und weiße Papierrollen geschrieben. Die größte Sorgfalt in der Ausstattung schien auf den Empfangssaal verwendet worden zu sein, ein etwas längliches Viereck, in dem im Hintergrunde ein Podium errichtet war, auf welchem chinesische Schauspieler einige Theaterstücke aufführen sollten. Vorhang und Decorationen fehlten. Die Musiker saßen mit auf der Schaubühne. Die Darsteller gehörten einer jener zahllosen herumziehenden Truppen an, welche bald von ganzen Gemeinden, bald von Mandarinen oder reichen Privatleuten für einige Tage gemiethet werden, um theatralische Aufführungen zu veranstalten, von denen, wie es scheint, in China jedes wichtige Ereigniß, ob glücklicher oder unglücklicher Natur, begleitet sein muß.

Bei Vorstellungen, die im Freien stattfinden, darf die Menge stets unentgeltlich zuschauen; und sie macht von diesem Vorrechte auch den ausgedehntesten Gebrauch. Jeder mag sich da selbst den besten Platz wählen, auf der Straße, auf Bäumen oder Dächern. Mandarine und reiche Privatleute aber besitzen ihre eigenen kleinen Bühnen im Innern ihrer meist sehr geräumigen Wohnsitze, auf welchen sie von Zeit zu Zeit bloß zum Vergnügen

¹ Diese oft sehr zierlich geschnitten und bemalten Laternen gehören zu den am meisten charakteristischen Einrichtungstücken chinesischer Zimmer. Man verwendet zu ihrer Fabrication nicht bloß Glas, Horn, Seide, Papier u. s. w., sondern auch die glutinöse Substanz einer Seetangart (*Gigartina tenax*, malayisch Agar-Agar), mit welcher das zum Bedecken der Laternenwände benützte Papier gesättigt wird. Auch in der Seide- und Papierfabrication spielt die unvergleichliche Pflanze der Agar-Agar eine so bedeutende Rolle, daß jährlich über 500 Pikuls (à 2 Dollar per Pikul) aus dem indischen Archipel eingeführt werden.

eines Kreises von Freunden theatralische Vorstellungen geben lassen. Einzelne Mandarine haben sogar ihre eigenen Schauspieler, welche in Jahreslohn stehen und gewissermaßen zum Hausgesinde gehören.

Trotz den sehr reichen Sammlungen chinesischer Bühnenstücke, von welchen mehrere durch die werthvollen Arbeiten Julien's, Bazin's Remusat's u. a. auch dem gebildeten Lesekreise Europa's bekannt geworden sind, giebt es doch nur sehr wenige von literarischem Werth. Der Gang aller Stücke ist höchst einfach; die Schauspieler geben selbst die Rollen an, welche sie vorstellen sollen; zwischen den einzelnen Scenen fehlt es gewöhnlich an einem Uebergange und oft kommen das albernste Zeug und die zweideutigsten Scherze gerade bei den ernsthaftesten Situationen vor. Nur die wenigsten dieser Stücke erheben sich über unsere ehemaligen Possenspiele, und nach den Mittheilungen von Reisenden zu urtheilen, welche theatralischen Vorstellungen in den größten Städten des Reiches, selbst in Peking beigewohnt haben, befindet sich die dramatische Kunst in China noch völlig in der Kindheit.¹ Die Vorstellung, welcher die Novara-Reisenden in der eleganten Behausung des gastlichen Ta-ki beiwohnten, war nicht geeignet, ihnen eine günstigere Meinung von dem Werthe chinesischer Theaterstücke beizubringen. Das Dargestellte behandelte Ereignisse aus der älteren Geschichte China's, in welche chinesische Theaterdichter bei der Wahl des Stoffes mit Vorliebe zurückzugreifen pflegen, obgleich der großen Menge häufig das Verständniß dafür zu fehlen scheint. Auch unser Hauswirth, der das sogenannte Canton-Englisch sprach, konnte uns nur wenig Aufschluß und Erklärung über das Aufgeführte geben und bemerkte bloß wiederholt, das Ganze beziehe sich auf die „old, old times“ (alten, alten Zeiten).

Der allgemeinen Sitte entgegen, nach welcher es Frauen nicht gestattet ist auf Theatern aufzutreten, so daß selbst weibliche Rollen durch verkleidete Männer gespielt werden müssen, waren die Darsteller hier zum größten Theile Mädchen von 14 bis 20 Jahren, welche bald roth, bald weiß geschminkt, sehr elegant gekleidet, meist in Mandarinanzügen auf der Bühne erschienen. Die albernsten Scenen wurden von den zahlreich versammelten Dienern des Hauswirthes, welche nebst den geladenen fremden Gästen die Zuschauerenschaft bildeten, mit dem meisten Beifall aufgenommen. So z. B. brach ein stürmisches Gelächter los, als eine Amme mit einem Kinde im

¹ Hue, das chinesische Reich. Leipzig 1856. Bd. I, Seite 153.

Arme auftrat, welche das Gesicht eines alten Soldaten mit grauem Spitz-, Schnurr- und Knebelbart hatte. Sie sang eine Zeit lang ziemlich weinerlich und trat dann wieder ab, ohne daß die darauf folgende Scene mit der vorhergegangenen irgendwie im Zusammenhange stand. Uns fiel bei den chinesischen Schauspielern ganz besonders ihre sichtbare Vorliebe auf, mit einer erzwungen hohen, fistelartigen Stimme zu sprechen, was möglicher Weise daher kommen mag, daß sie auch Frauenstimmen nachahmen müssen, und vielleicht gerade in dieser Täuschung ihre Virtuosität zu zeigen wünschen. Die Musik ist bei solchen Vorstellungen wo möglich noch gehörbeleidigender und monotoner als der Vortrag, und beschränkt sich nicht blos auf die Begleitung der eingeschobenen Couplets, sondern läßt sich auch während der Intervallen bis zum Ueberdruß vernehmen.

Nach Beendigung eines jeden Actes wurde ein großes, mit einem rothen Tuche bedecktes Brett auf die Bühne gebracht und zu den Füßen der Schauspieler hingestellt; der Hauswirth ließ darauf ein Geschenk für die Leistung (ungefähr 4 Dollars Werth in Kupfer-Cash) legen, welches sodann wieder weggetragen wurde. Es war dies zugleich für die vielen Zuschauer das einzige Zeichen, daß das Stück zu Ende und ein neues zu erwarten stand.

Nachdem diese Theatervorstellung ungefähr 1½ Stunden gedauert hatte, trat eine längere Pause ein. Man sehnte sich ins Freie und nach frischer Luft, um sich von der Ermüdung der Vorstellung und der drückenden Hitze, welche im Saale herrschte, zu erholen. Die Gäste mochten sich ungehindert durch die verschiedenen Räumlichkeiten des weitläufigen Besiethums bewegen und gelangten dabei zu Gemächern, welche in der Regel Fremden völlig verschlossen bleiben, zu den Wohnzimmern der Frauen. Ta-ki dehnte nämlich seine Gastfreundlichkeit bis zu diesem Vorrechte aus und stellte den Novara-Reisenden seine Frauen, so wie seine greise, siebenzigjährige Mutter vor, an welcher der biedere Chinese mit ganz besonderer Liebe und Verehrung zu hängen schien. Ta-ki's Frauen (vier oder fünf) hatten auf eigenen, für sie vorbereiteten erhöhten Sitzen an der theatralischen Vorstellung Theil genommen und benahmen sich außerordentlich freundlich und zutraulich. Sie schienen nicht das geringste Bedenken zu tragen sich zu zeigen und mit den Barbaren zu fichern und zu scherzen. Alle waren in Seide gekleidet und in höchst geschmackloser Weise mit Geschmeide

behängt; alle hatten verkümmert kleine Füße und vermochten sich nur mühsam fortzubewegen. An dem Mahle nahmen sie nicht Theil, sondern erhielten die Speisen in ihren Gemächern servirt.

Für das Abendessen war der frühere Zuschauerraum in einen Speisesaal verwandelt worden. Aber man hatte keineswegs nach europäischem Vorbilde eine große, lange Tafel hergerichtet, sondern kleine, viereckige, mit rothem Tuch überzogene Tische, an denen je drei Europäer und ein Chinese Platz nahmen, welsch letzterer im Namen des Hausherrn, der an der Seite des Befehlshabers der Expedition saß, das Amt hatte, seinen Tischgenossen die Honneurs zu machen und für ihre Behaglichkeit Sorge zu tragen.

Da man uns einen möglichst genauen Begriff von einer echt chinesischen Mahlzeit zu geben wünschte, so wurde absichtlich alles fern gehalten, was dies irgendwie beeinträchtigen mochte, und wir mußten uns daher darein fügen, das Mahl mit dem Dessert zu beginnen und mit der Suppe zu schließen, so wie mit dünnen Stäben aus Elfenbein anstatt mit Messer und Gabel die verschiedenen Speisen nach dem Munde zu führen.

Das Charakteristische chinesischer Gebräuche, nämlich ihr completer Gegensatz zu jenen der Europäer, tritt auch bei den Mahlzeiten in frappanter Weise zu Tage. Gleichwie der Chinese beim Gruße das Haupt bedeckt statt es zu entblößen; den Ehrenplatz zur Linken statt zur Rechten anbietet; die Vorfahren adelt, statt die Nachkommen; von rechts nach links schreibt, statt umgekehrt; zur Farbe seines Trauerkleides die weiße und nicht die schwarze wählt; jede Spur eines Bartes sorgfältig zu vertilgen sich bemüht, statt ihn als Zeichen männlicher Reife und Würde mit Vorliebe zu pflegen: eben so beginnt der Chinese die Mahlzeit mit jenen Speisen, mit welchen wir sie beschließen, mit Backwerk und Früchten. Als wir Platz nahmen, war bereits jeder Tisch mit einer Menge der verschiedensten Gerichte auf zierlichen bunt bemalten Porzellantellerchen gedrängt voll, und während wir noch damit beschäftigt waren, den mysteriösen Inhalt einzelner dieser Tellerchen zu enträthseln, war der an mehreren Tischen die Honneurs machende Chinese bereits bemüht, uns mit den beiden Stäbchen oder Chopsticks von jeder einzelnen Speise die besten Bissen zu wählen und vorzulegen. Und damit ihn nicht vielleicht der Vorwurf treffe, als wären die Stäbchen, mit denen er diese Operation vornahm, nicht rein, zog er beide jedesmal sorgfältig zwischen den Lippen durch und sog sie ab, bevor er ein frisches Stück

faßte und auf unsere Teller legte. Die Geschicklichkeit, mit welcher die Chinesen diese, je nach dem Stande des Hauswirthes aus Elfenbein, Ebenholz oder Bambus verfertigten Stäbchen zu handhaben verstehen, grenzt an's Wunderbare. Sie werden in ihrer Hand, zwischen ihren Fingern zu einer Art Zange, mit welcher sie die kleinsten Gegenstände zu fassen im Stande sind, und eben so Reiskörner, Bohnen oder Erbsen zu essen, als das Fleisch eines Fisches von den Gräten zu trennen oder die Schale eines hart gekochten Eies abzulösen vermögen.

Was die Art der gebotenen Gerichte anbelangt, so gestehen wir offen, daß uns die Mehrzahl davon unbekannt war, denn die chinesischen Köche setzen seltsamer Weise einen großen Werth darein, die Speisen unkenntlich zu machen und durch verschiedene Recepte und Geheimnisse ihren natürlichen Geschmack zu verändern. Nach den Erkundigungen, die wir darüber bei unserem chinesischen Vorleger einzogen, schien unser Hauswirth sein Versprechen, uns ein echt chinesisches Mahl zu geben, so gewissenhaft erfüllen zu wollen, daß er uns mit keinem Leckerbissen der nationalen Küche verschonen zu dürfen glaubte. Und so wurden uns denn nicht bloß Schwalbennester, Kibißeier und gedämpfte Frösche, sondern auch gebratene Seidenwürmer, Haifischflossen, Reh- und Buffalo-Sehnen, Trepang, Bambuswurzeln, See gras, halb ausgebrütete Küchlein und viele andere chinesische Delicatessen vorgesetzt. Der Tisch wurde mindestens drei Mal mit neuen Speisen frisch gefüllt, und wir glauben uns keiner Uebertreibung schuldig zu machen, wenn wir die verschiedenen aufgetragenen Gerichte auf mindestens ein halbes Hundert veranschlagen. Fleischspeisen waren entschieden in der Minderzahl und kamen bereits in kleine Stücke zerschnitten auf den Tisch;¹ dagegen wurden Reis und Gemüse in allen erdenklichen Formen credenzt. Während des Essens war ein kleines Mädchen, welches auch beim Theater einen Part spielte, unablässig be beschäftigt, jedem Gast eine ganz kleine Tasse mit einem warmen, aus Hirse destillirten Trank zu füllen, indem es die chinesische

¹ Die Chinesen finden es nicht minder unerklärlich, daß wir uns solch mörderischer Werkzeuge bedienen, womit man alle Augenblick Gefahr läuft sich die Lippen zu verwunden oder die Augen auszustechen, als es ihnen lächerlich erscheint, daß wir selbst die Knochen aus dem Fleische nehmen und daß Nüsse und Mandeln in den Schalen aufgetragen werden. Ja es ist nicht bloß ein Witzwort, welches man von einem Chinesen erzählt, der darüber erstaunte, die Europäer Billard spielen, Kegel schieben, walzen und pokken zu sehen, und dazu die Bemerkung machte, warum doch wohlhabende Leute eine solche Arbeit nicht lieber ihren Dienern überlassen! . . .

Artigkeit fordert, daß das Gefäß immer voll sei, und daher, so wenig man auch auf einmal trinkt, immer sogleich nachgegossen werde. Traubensaft kennt der Chinese nicht, obschon es in seinem Lande viele Strecken giebt, welche sich zur Cultur der Weinrebe eignen würden. Alle einheimischen Getränke bestehen bloß in wenig wohlschmeckenden, häufig parfümirten, meist aus Hirse und Reis destillirten Flüssigkeiten, im Allgemeinen Samschu genannt, obschon diese Bezeichnung eigentlich nur dem aus Reis destillirten, arrakähnlichen Getränke zukommt. Nach dem Essen werden keinerlei Spirituosen, sondern bloß Thee, und zwar ein gewöhnlich grüner, so wie ein aus Mandeln bereiteter Thee genossen. Die Chinesen sind im Allgemeinen ein sehr nüchternes Volk und selbst ihre Leidenschaft Opium zu rauchen wird mehr in den Seeprovinzen und in großen Städten, als im Innern des Reiches, unter der Masse des Volkes angetroffen. Sowohl während des Abendessens als darnach fanden noch theatralische Aufführungen statt; allein die geladenen Gäste, welche von letzteren mehr gesättigt waren wie vom erstern, zogen es vor, sich geräuschlos zu entfernen und zu Hause in der lustigen Veranda, im bequemen Schaukelstuhl über die Eigenthümlichkeiten des Festes nachzudenken, das sie so eben mitgemacht hatten.

Aber nicht nur der fremdenfreundliche Ta-ki, auch die verschiedenen in Schanghai ansässigen Consuln, so wie mehrere der angesehensten englischen, amerikanischen und deutschen Kaufleute gaben den Novara-Reisenden zu Ehren Gastmahle und Abendcirkel und zeichneten dieselben durch die mannigfaltigsten Artigkeiten aus. In besonders lebhafter Erinnerung ist uns in dieser Beziehung ein Ständchen, welches eines Abends eine Anzahl von Deutschen dem Befehlshaber und seinen Gefährten brachten. Wir saßen eben im Hause des Consuls der Hansestädte, Mr. James Hogg, beim heiteren Mahle vereinigt, als aus dem Garten herauf der Gesang deutscher Männer erklang, und deutsche Lieder auf chinesischem Boden durch die Nacht hallten. Ueberrascht und ergriffen von den herrlichen Tönen, erhob sich die Tischgesellschaft und eilte hinab in den Garten — aber die Sänger waren hinter den Baumgruppen schon wieder verschwunden, und wie sie singend weiter zogen, erstarben in der Ferne die letzten Töne des deutschen Liedes!

Die Deutschen machen in China bereits einen nicht unbedeutenden Theil der Fremden aus, und es ist peinlich wahrzunehmen, wie ihre Nüchrigkeit und Tüchtigkeit von Seite der deutschen Regierungen bisher

so wenig Berücksichtigung und Unterstützung fand. Die Zahl der Bremer Schiffe, welche den Hafen von Schanghai besuchten, war in den letzten Jahren sogar beträchtlicher als jene der nordamerikanischen Kauffahrer, und würde noch viel mehr zunehmen, wenn deutsche Kaufleute und deutsche Aebder in chinesischen Gewässern gleichen Schutz beanspruchen könnten, wie ihre englischen oder nordamerikanischen Genossen. Die deutschen Staaten (d. h. die Hansestädte, Preußen, Oldenburg) haben zwar unbefoldete Consuls ernannt, aber das kluge, materielle Chinesenvolk verlangt mehr als eine bloße Vertretung, es will auch eine entsprechende physische Macht sehen, welche hinter diesen Repräsentanten steht. Viele schreiende Ungerechtigkeiten, welche dormalen ungestraft an hilflosen deutschen Kaufleuten und Capitäns in den chinesischen Häfen begangen werden, würden nicht geschehen noch geschehen können, wenn auch nur Ein deutsches Kriegsschiff in den chinesischen Gewässern stationirt wäre. Was ein einziges solches, auch noch so kleines Kriegsfahrzeug zu leisten im Stande ist, davon lieferte der frühere englische Consul in Schanghai, Mr. Alcock, den Beweis, welcher mit einer kleinen englischen Brigg die Mündung des Yang-tse-kiang blockirte und keine einzige der vielen hundert im Flusse stationirten Dschunken, unter Androhung auf sie zu schießen, auslaufen ließ, bevor die chinesische Regierung seinen Klagen Gehör geschenkt und die Mörder eines englischen Missionärs dem englischen Tribunal übergeben hatte. Die bloße Drohung den Hafen zu sperren, genügte, um den Consul zu seinem guten Rechte zu verhelfen und seine verschiedenen Forderungen rasch erfüllt zu sehen. Wenige Monate später wurden einem Bremer Schiffscapitän durch die willkürlichen Maßregeln der chinesischen Regierung so erhebliche Verluste zugesügt, daß er, wie man uns erzählte, genöthigt war sein Schiff zu verkaufen, ohne daß der energische Protest seines Consuls dem chinesischen Richter etwas anderes als ein mitleidiges Lächeln über die Ohnmacht des deutschen Reiches entlockte.

Der Handel mit China nimmt durch den Frieden von Peking und die nun ungehinderte Beschiffung aller Flüsse und Canäle des chinesischen Reiches einen so gewaltigen Aufschwung, daß eine Abhülfe in dieser Beziehung dringend vonnöthen ist, wenn nicht der deutsche Handel und die deutsche Industrie einen empfindlichen Stoß erhalten, wenn sie nicht, anstatt durch die vortheilhaft veränderten Verhältnisse in China zu gewinnen, von andern begünstigteren Nationen verdrängt werden sollen.

Die Rührigkeit und der Eifer der Engländer, den einheimischen Fabricaten neue Abzugsquellen zu eröffnen, neue Märkte zu schaffen, entfalten sich hier wieder in der staunenswertheiten Weise. Kaum sind die Unterschriften jenes Vertrages getrocknet, welcher die wichtigsten Flüsse und Hafensplätze des chinesischen Reiches den britischen Unterthanen zum freien Verkehr öffnet, als das Land bereits nach allen Richtungen hin durchwandert und ausgebeutet wird. Eine Anzahl englischer Kaufleute besuhr den Yang-tse-kiang bis Han-kow (d. h. Mündung des Handels), eine Stadt von mehreren Millionen Einwohnern, welche schon von Huc wegen ihrer außerordentlich vortheilhaften Lage als der Hauptstapelsplatz der 18 Provinzen bezeichnet wird, von wo der ganze Handel nach dem Innern sich ausdehnt. Andere unternahmen eine Landreise von Canton nach Han-kow; eine dritte Gesellschaft besuhr den Peiho und besuchte Tien-Tsin, während eine vierte Unternehmung den Versuch wagte, von Schanghai den Yang-tse-kiang bis Han-kow zu beschiffen und sodann den Landweg über Tibet nach Britisch-Indien einzuschlagen. Ueber mehrere dieser, hauptsächlich im Interesse des Handels unternommenen Reisen liegen bereits Berichte vor, nach welchen der Verkehr auf dem Yang-tse-kiang und dem Peiho selbst die glänzendsten Erwartungen übertreffen soll.¹ Han-kow verspricht ein wichtiger Exportplatz für Thee, Tien-Tsin nicht minder bedeutend für den Import aller Arten von Manufacturwaaren zu werden. Durch die Eröffnung dieser beiden Hafensplätze werden Schanghai und Canton allerdings von ihrem bisherigen Aufschwunge einbüßen, allein der Handel im Allgemeinen wird einen neuen Impuls erhalten.

Auf den Kaufmann und Schiffsrheder müssen die neuesten Nachrichten aus China über die ungeheure Ausdehnung des Handels und des Verkehrs auf zahlreiche, bisher von der europäischen Civilisation unberührt gebliebene Punkte des Reiches der Mitte wahrhaft betäubend wirken. Es ist eine Fülle höchst schätzbaren Materiales, welches der China Overland Trade Report und der North China Herald seinen Lesern bietet, doppelt werthvoll und nützlich durch den Segen des freien Wortes, welches diese neuesten

¹ Report of the Deputation, appointed by the British Chamber of Commerce in Schanghai, on the Commercial Capabilities of Ports and Places on the Yang-tsze-kiang, visited by the Expedition under Vice-Admiral Sir James Hope, K. C. B. in February and March 1861. — Supplement to the China Overland Trade Report, vom 28. Februar und 27. Mai 1861, und Supplement to the Overland China Mail Nr. 237, vom 12. Juni 1861.

Erfahrungen und Erfolge bereits im nächsten Momente zum Gemeingut aller handeltreibenden Völker macht; ein Material, welches wir durch die Güte und Zuborkommenheit unserer Freunde in Hongkong und Schanghai auch für den österreichischen Kaufmann und Gewerbetreibenden im commerciellen Theile der Novara-Publicationen, gesichtet und erläutert, nutzbringend machen zu können hoffen. Denn, so ferne uns gegenwärtig directe Handelsbeziehungen mit China liegen mögen, dürfte doch eine Zeit kommen, wo man auch in den commerciellen Kreisen Oesterreichs die Bedürfnisse einer Bevölkerung und die Naturschätze eines Reiches einer genaueren Untersuchung werth halten wird, welches sich über einen Flächenraum von mehr als 230.000 geographischen Meilen ausdehnt, über 400 Millionen betriebsamer Menschen umschließt, und dessen Gesamtverkehr mit dem Auslande bereits vor dem gegenwärtigen Umschwung der Dinge an 260 Millionen Gulden betrug.

Trotz der großartigen Mannigfaltigkeit der Naturproducte des chinesischen Reiches bestanden bisher die Hauptausfuhr-Artikel bloß in Seide und Thee, und wir wollen daher diese beiden wichtigen Erzeugnisse allein einer näheren Besprechung unterziehen.

Die Einführung der Seidenzucht in China, unstreitig einer der ältesten Culturzweige des Reiches, wird von der einheimischen Legende der Gemahlinn des Kaisers Hwang-te zugeschrieben, welcher um das Jahr 2640 vor Chr. Geb. regierte. Die erste Erwähnung des Maulbeerbaumes und der Seide macht Schu-king,¹ „das Buch der erhabenen festen Lehre, gleichsam das Buch der Bücher“, eine Sammlung der ältesten geschichtlichen Urkunden des chinesischen Reiches, welche im Jahre 484 vor Chr. Geb. von Confucius aus den Memoiren alter Geschichtsschreiber, so wie aus den Nachrichten alter Monumente zusammengestellt wurden. Selbst Kaiserinnen fanden es zu jener Zeit nicht unter ihrer Würde, Maulbeerblätter zu sammeln und den Seidenwurm zu füttern, während verschiedene Abhandlungen über die Cultur jener

¹ Die betreffende Stelle lautet nach Dr. W. H. Medhurst's Uebersetzung dieses seltenen Werkes, von dem wir ein, aus dem letzten großen Brande in Canton gerettetes Exemplar der Güte des Herrn Wylie in Schanghai verdanken, wie folgt: „The Mulberry-ground having been supplied with silkworms, the people descended from the hills and dwelt in the plains“ (p. 91), und später: „Their tribute baskets were filled with black silks and checkered scarvenels“ (p. 96). Vgl. Ancient China.

書 奈 壘 The Shoo-king, or the historical classic. Being the most ancient authentic record of the Annals of the Chinese Empire, illustrated by later Commentators. Translated by the W. H. Medhurst sen. Schanghai 1846.

nützlichen Pflanze aus kaiserlicher Feder flossen. Diese Theilnahme der höchsten Personen des Staates am Seidenbaue hat sich bis in die neueste Zeit erhalten und in unseren Tagen vermehrte ein chinesischer Statthalter die reiche Literatur über diesen Gegenstand mit einem umfangreichen, in der löblichen Absicht geschriebenen Werke, die Bewohner des Seidendistrictes zur Ausbreitung und Verbesserung der Seidenzucht anzueisern.

Die beiden vorzüglichsten Arten von Maulbeerbäumen, welche sich am besten zur Seidenzucht eignen, sind: Loo (*Morus alba*), mit langen Blättern, wenig Früchten und festen Wurzeln, welcher im Norden China's vorkommt, und King (*Morus nigra*), mit schmalen Blättern, reicheren Früchten und einer mehr kräftigen Pflanze, welche hauptsächlich im Süden des Reiches gedeiht.

Nach einer alten chinesischen Urkunde soll es acht verschiedene Arten von Seidenwürmern geben, welche sich zu verschiedenen Zeiten des Jahres (April bis November) einspinnen.¹

Die Hauptdistricte für die Seidenzucht liegen im nördlichen Theile der Provinz Tsché-kiang und die Hauptmärkte für Seide sind die Städte: Hu-tschau-fu, Hang-tschau-fu, Keahing-su, Kantjin und Schuhing, welche sämmtlich in einem Umkreise von 100 bis 150 Meilen von Schanghai entfernt liegen.

Die Seide wird in China keineswegs durch reiche Grundbesitzer in großartigen Etablissements gewonnen, sondern durch Millionen Landwirthe, von welchen ein jeder nur wenige Morgen Landes sein eigen nennt und mit Maulbeerbäumen bebaut, und so, der Biene gleich, sein Theil beiträgt, den allgemeinen Vorrath zu schwellen und zu vermehren. In der geeigneten Jahreszeit sind in den Seidendistricten Alt und Jung, Groß und Klein emsig bemüht Seidenwürmer zu pflegen und Seide abzuhaspeln. Die großen Kaufleute in den Haupthandelsplätzen senden zur Zeit der Ernte ihre Agenten nach allen Theilen der Seidendistricte, um diese kleinen Quantitäten (von begreiflicher Weise sehr verschiedenem Werthe) zusammen zu kaufen und nach gewissen Lagerplätzen abzuliefern, wo dieselben nach ihrer

¹ Und zwar spinnt sich Yuen-tschin im dritten Mond (April unserer Zeitrechnung), Chay und Yuen im vierten Mond (Mai), Gae-tschin im fünften Mond (Juni), Sak im sechsten Mond (Juli), Hantschin im siebenten Mond (August), Sze-tschin im neunten Mond (October) und Hail im zehnten Mond (November) ein.

Güte sortirt werden. Hierauf wird die Seide in Ballen zu 80 Katti's oder ungefähr 106 Pfund verpackt und nach Schanghai zum Verkauf gebracht, wo es wieder in jedem Handelshause eigene „Silk Inspectors“ oder „Silk Testors“ giebt, welche die Qualität der Seide prüfen und diese für den europäischen Markt sortiren.

Es kommen im Handel drei verschiedene Gattungen von Rohseide vor: Tsatli (七里), Taysam (大蟲), der große Wurm, und Yuen-hwá oder Yuen-fá (固若), die Gartenblume. Diese drei Hauptgattungen zerfallen wieder in eine große Anzahl von Sorten, welche gemeiniglich nach dem Namen des Händlers oder seines Hong's (Geschäftes) benannt werden.

Die jährliche Seidenproduction China's wird auf ungefähr 200 bis 250.000 Ballen oder 20 bis 25 Millionen Pfunde geschätzt. Es ist dies allerdings eine höchst oberflächliche Schätzung; daß aber die Seidenerzeugung im chinesischen Reiche eine ungeheure sein muß, beweist nicht nur der sehr bedeutende einheimische Verbrauch an diesem Artikel, sondern auch der Umstand, daß, trotz der außerordentlichen Zunahme des Exports im Laufe der letzten zehn Jahre, die Preise der Seide nicht nur nicht gestiegen, sondern dormalen sogar durchschnittlich geringer sind als zur Zeit, wo bloß ein Viertel der gegenwärtigen Quantität nach England und Frankreich ausgeführt wurde. Die Preise der Seide werden in Taels zum jeweiligen Course gerechnet,¹ das Gewichtsmaß ist der Ballen zu 100 englischen Pfunden. — Zwischen Schanghai und London beträgt der Verlust an Gewicht 3 Procent per Ballen. Außerdem rechnet man in der Regel 15 Procent Unkosten für die Sendung von Schanghai nach irgend einem englischen Hafen.

Nur ein Viertel der gesammten Seidenproduction China's oder ungefähr 6 Millionen Pfunde werden durchschnittlich jährlich exportirt. Davon geht das bei weitem größte Quantum, nämlich $\frac{9}{10}$, nach England und Frankreich. Im Jahre 1843/44 wurden aus China im Ganzen nicht mehr als 5100 Ballen Seide ausgeführt. Im Jahre 1859 betrug die Ausfuhr roher Seide von Schanghai 75.652 Ballen!

Außerdem wird noch jährlich eine große Anzahl in China verfertigter Seidenstoffe, Crêpe-Shawls u. s. w. in einem Werthe von 4 bis

¹ Der Werth eines Taels fluctuirt zwischen 6 Schilling und 6 Schilling 6 Pence englisch. Man rechnet, daß ein Ballen Seide, bis derselbe in Schanghai nach England verschifft wird, durchschnittlich auf 80 bis 100 Pfund Sterling (80. bis 1000 Gulden öfter. Währung) zu stehen kommt.

5 Millionen Gulden exportirt, die Mehrzahl davon geht nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Der Zustand der chinesischen Seidenweber soll ein nicht weniger trauriger und arbeitsamer als der jener Arbeiterklasse sein, welche sich in Europa mit der Erzeugung dieser kostbaren und luxuriösen Fabricate beschäftigt. Wie in Lyon, in Spittelfeld und im böhmischen Erzgebirge, lebt und stirbt auch der chinesische Weber seidener Prachtstoffe in drückendstem Elende, und die schönen und zarten Schöpfungen seines Webestuhles entstehen in einer Hütte von solcher Erbärmlichkeit, daß er gezwungen ist ein Loch in die Erde zu graben, um hinreichenden Platz zum Bewegen seines Tretschamels zu gewinnen. Gleichwohl sind die chinesischen Weber minder unglücklich als ihre Gewerbsgenossen in Europa, weil sie weniger von der Rauheit des Klima's zu leiden haben und für ihren, obschon geringeren Arbeitslohn doch mehr Nahrung zu kaufen vermögen, als es, bei der Theuerung selbst der einfachsten Lebensbedürfnisse, der europäische Weber zu thun im Stande ist.

Der neueste Umschwung der Dinge in China wird auch auf die Seidencultur einen nachhaltigen Einfluß üben, und es dürfte bei dem äußerst niederen Arbeitslohn in China die Zeit nicht allzu fern sein, wo man chinesische Seide in Europa billiger als die einheimische zu kaufen vermag und Fabrikanten es vortheilhafter finden werden, diesen für die Industrie so wichtigen Rohstoff aus China anstatt aus Italien oder dem Süden Frankreichs zu beziehen. Sachkundige Männer in Hongkong und Schanghai bestätigten uns, daß es nur eines Impulses von außen bedürfe, um die Seidenzucht in China um das Zehnfache zu steigern und mit dem chinesischen Product den jährlichen Seidenbedarf auf der ganzen Erde zu decken, welcher, wenn wir encyclopädischen Angaben Glauben schenken dürfen, zwischen 12 und 15 Millionen Pfunde beträgt. Was die chinesische Seide auf europäischen Märkten besonders beliebt macht, sind ihre beiden Haupteigenschaften, Stärke und Helle, während sie dagegen in Bezug auf Gleichmäßigkeit des Fadens gegen die europäische bisher zurückstand. In Europa wird nämlich die Seide von einer bestimmten Anzahl von Cocons gehaspelt, während man sie in China, nach Willkür des Arbeiters, bald von mehr, bald von weniger Cocons zu gewinnen pflegt. Die Folge davon ist die erwähnte Ungleichheit des Fadens, ein Mangel, dem durch keinerlei spätere

Manipulation wieder abgeholfen werden kann, und welcher namentlich ihre Verwendung zur Erzeugung kostbarer Stoffe völlig ausschließt. Diesem Uebelstande, welcher hauptsächlich Ursache ist, daß die chinesische Seide den europäischen Markt noch nicht völlig beherrscht, kann aber bei der gegenwärtigen leichteren Zugängigkeit der Seidendistricte durch Einführung europäischer Arbeiter und Maschinen unschwer abgeholfen werden und dieses kostbare Product dadurch wesentlich an Güte und Verwendbarkeit gewinnen.

Noch vor wenigen Jahren legten namentlich deutsche und österreichische Industrielle der chinesischen Seide für unsern Markt nur geringe Bedeutung bei, und es schien ihnen höchstens ein ungläubiges Lächeln abzundthigen, wenn man, wie wir dies aus innerster Ueberzeugung wiederholt gethan, von dem bevorstehenden weltmarktbeherrschenden Einflusse dieses chinesischen Rohstoffes sprach. Gegenwärtig kann, wie wir hören, eine Seidenhandlung kaum mehr bestehen, wenn sie nicht, nebst französischer und italienischer, auch chinesische Seide führt, indem der Verbrauch dieses Productes mit jedem Jahre zunimmt, und gleichwohl noch nicht den hundertsten Theil jener Verwendung erreicht hat, deren er fähig ist.

Nächst der Seide ist es der Thee (tschá),¹ welcher den Handel mit China zu solcher Bedeutung erhebt. Die Cultur der Theestaude ist eine weit jüngere als die des Maulbeerbaumes, und zwar kamen deren Blätter, obschon seit dem dritten Jahrhundert von den Chinesen zu Heilzwecken verwendet, doch erst zu Ende des sechsten Jahrhunderts zur Getränkbereitung in allgemeinen Gebrauch.² Staatsmänner und Dichter bemächtigten sich des neuen Stoffes und während die Einen dieses wohlthätig wirkende Naturgeschenk durch Besteuerung zur Füllung des Staatsseckels ausbeuteten, erhoben die Andern durch ihre Loblieder den Ruhm der Pflanze und förderten so, vielleicht ohne es zu wollen, die fisciatischen Gelüste der Regierung.

¹ Das Wort tschá wird indes von den Chinesen nicht bloß zur Bezeichnung von Thee, sondern von allen Camellienarten gebraucht

² Arabische Reisende, welche China im neunten Jahrhundert (A. D. 850) besuchten, sprechen bereits vom Thee, als einem Getränk der allgemeinsten Verbreitung. Nach Kämpfer wurde die Theepflanze in Japan um das Jahr 519 unserer Zeitrechnung aus China eingeführt, und zwar durch den eingeborenen Prinzen Darna, welcher ihre vorzüglichen Eigenschaften während seines Aufenthaltes in China kennen gelernt hatte. Die Japanesen trinken indessen den Thee nicht als Abguss, sondern zerstoßen die Blätter zu feinem Pulver, gießen kochendes Wasser darauf, und rühren das Ganze mit einem Bambusstäbchen bis zur völligen Vermischung um. Sodann trinken sie den Aufguss und das Pulver, gleichwie man in einigen Theilen Asiens den Kaffee zu genießen pflegt.

„Thee“, sagt ein älterer chinesischer Schriftsteller, „beruhigt den Geist, besänftigt das Gemüth, verscheucht Ermattung, erholt von Müdigkeit, wecket die Gedanken und verhindert Trägheit; er macht den Körper leichter und frischer und erhellet das Wahrnehmungsvermögen.“

Die Theepflanze zog die Aufmerksamkeit chinesischer Forscher zuerst im Wu-yi-, oder, wie ihn die Engländer nennen, im Bohea-District¹ auf sich, welcher noch heute der vorzugsweise feinen Qualität wegen, die auf seinen Hügeln gewonnen wird, eine große Berühmtheit genießt.

Dermaßen erstreckt sich die Theecultur in China im Norden bis Tangtschao-fu in der Provinz Schan-tung, südlich bis Canton und Kuang-si und östlich bis in die Provinz Yun-nan. Da außerdem die Theepflanze auch in Japan, auf Korea und den Liu-tschiu-Inseln, so wie auf Tschusan, Tonkin und in Cochinchina gedeiht, so kann man annehmen, daß die Verbreitungssphäre des Thees sich über 28 Breite- und 30 Länggrade ausdehnt, und diese Pflanze ohne Nachtheil großen Temperaturveränderungen unterworfen werden kann. Im Allgemeinen aber scheint derselben jener Theil des nördlichen China's, welcher zwischen dem 27° und 33° nördl. Br. liegt, am Besten zuzufagen,² wo die mittlere Jahrestemperatur zwischen 16.5 bis 20° C. schwankt, und wo auf starken Regenfall heiteres Wetter mit erhöhter Temperatur folgt; ersterer eben so nöthig zu einem raschen, üppigen Wachsthum der Blätter, als letzteres für den Wohlgeruch und die Güte ihrer Qualität.

Um sich eine Vorstellung von der ungeheueren Menge Thee zu machen, welche jährlich in China erzeugt wird, genügt wohl die Bemerkung, daß nach Abzug der im Lande selbst consumirten sehr bedeutenden Quantität jährlich noch gegen 50 Millionen Pfunde ausgeführt werden.

Es ist nicht unsere Aufgabe, die Cultur und Bereitungsweise des Thees, das Trocknen (poey) und Rösten (tscháo), das Parfümiren und Färben der Blätter, kurz den ganzen langen Proceß, welchen dieser kostbare Handelsartikel durchzumachen hat, bis er von den glänzend grünen Abhängen der duftigen Boheahügel nach den Verschiffungspätzen gelangt, zum

¹ Die Bezeichnung „Bohea“ ist eigentlich nur eine Corruption der chinesischen Worte wu-yi, welche überseits von wu-i-kien, einer bekannten chinesischen Gottheit, hergeleitet sind.

² Auf Java, wo man seit einer Reihe von Jahren ebenfalls den Thee als Colonialpflanze baut, hat sich die Gebirgsregion von 4000 bis 5000 Fuß Höhe mit einer Temperatur von 14.5 bis 23.3 Grad C. für das Gedeihen der Theepflanze am zuträglichsten erwiesen.

Gegenstand einer ausführlichen Schilderung zu machen, vielmehr wollen wir uns hier bloß auf die Mittheilung jener Erfahrungen beschränken, welche auf dem Gebiete der Theecultur in den letzten Jahren in China gemacht worden und während unseres Aufenthaltes daselbst zu unserer Kenntniß gelangt sind.

Es giebt von der Theepflanze bekanntlich zahlreiche Varietäten, aber nur zwei Arten, nämlich *Thea viridis* und *Thea Bohea*,¹ und selbst diese beiden besitzen so wenig unterscheidende Merkmale, daß sie in jüngster Zeit wiederholt, namentlich von Fortune, für eine und dieselbe Species erklärt wurden. Eben so hat sich erst in neuester Zeit herausgestellt, daß die in Europa als grüner oder schwarzer Thee verkauften Sorten nicht, wie man vielfach annimmt, von zwei verschiedenen Theearten herrühren (nämlich der grüne von *Thea viridis* und der schwarze von *Thea Bohea*), sondern daß der Unterschied an Farbe, Form der Blätter, Geschmack u. s. w. ausschließlich in der Verschiedenheit der Bereitungsweise zu suchen ist, und daß man von den Blättern einer beliebigen Varietät sowohl schwarzen als grünen Thee für den Handel zu bereiten im Stande ist. So wird z. B. in dem berühmten Theedistrict Ning-tschan, wo früher ausschließlich schwarzer Thee erzeugt wurde, gegenwärtig, wahrscheinlich weil es den Erzeugern besser rentirt, von der nämlichen Pflanzenart grüner Thee gewonnen, und der Ruf der Qualität ist der gleiche geblieben.

Der schwarze Thee, welcher $\frac{8}{10}$ der Gesamt-Theeausfuhr nach England beträgt, wächst von besonders feiner Qualität im District Kien-ning-fu in der Provinz Fu-kien, und kommt im Handel unter unzähligen Namen vor, welche sich hauptsächlich auf die Localitäten, wo derselbe wächst, oder auf deren Eigenthümer beziehen. Die für den Export bestimmte grüne Theesorte dagegen wächst hauptsächlich auf den Abhängen der Hügelkette zwischen Tschekiang und Ngan-hwui. Außer diesen, am Orte ihres Wachsthums gewonnenen Theesorten wurden bisher auch in Canton aus schwarzem und grünem Thee die

¹ Die erste wissenschaftliche Bestimmung der Theepflanze nach getrockneten Exemplaren geschah durch Linné im Jahre 1753, wo er dieselbe in seinen *Species plantarum* als Eine Species, welche er *Thea sinensis* nennt, auführte. Aber bis zum Erscheinen der zweiten Auflage seines berühmten Werkes im Jahre 1762 fand sich Linné veranlaßt, zwei Species daraus zu machen und denselben jene Namen beizulegen, welche sie noch bis zur Stunde führen. Die erste lebende Theepflanze wurde vom Capitän eines Kauffahrers, Namens Ekberg, im October 1763 nach Europa gebracht und im botanischen Garten zu Upsala gepflanzt.

verschiedensten Varietäten für den fremden Bedarf bereitet. Die Thee-Erzeuger in Canton stehen im Geruche, die von ihnen bereiteten Theesorten auf künstlichem Wege grün zu färben, indem sie dieselben mit einer Mischung von Berlinerblau und pulverisirtem Kalk beprengen und dann in erhitzten kupfernen Pfannen eine Zeit lang einer rollenden Bewegung aussetzen.¹

Ein sehr wichtiges Verfahren bei der chinesischen Thee-Erzeugung ist die Art und Weise, wodurch man dem Thee eine gewisse „Blume“, einen künstlichen „Duft“ beizubringen sich bemüht, den er in seinem natürlichen Zustande nicht besitzt. Die Chinesen nennen dieses, fast ausschließlich für den fremden Markt angewandte Verfahren „hwa-hiang“, die Engländer „scenting“. Die Blumen, welche zu diesem „Beduften“ des Thees verwendet werden, und deren Gewinnung (ähnlich wie die unabsehbaren Felder wohlriechender Pflanzen bei Cannes im südlichen Frankreich) in der Umgebung von Canton einen eigenen Culturzweig bildet, sind hauptsächlich: *Jasminum sambac*, *Jasminum paniculatum*, *Aglaia odorata*, *Olea fragrans*, *Sardenia florida*, Orangenblüthen und Rosen. Das beim „Beduften“ beobachtete Verfahren besteht einfach darin, daß eine bestimmte, je nach ihrem stärkeren oder schwächeren Geruch größere oder kleinere Quantität Blüthen, 24 bis 48 Stunden lang neben ungefähr 100 Pfund vollkommen trockener Theeblätter gelegt wird. So z. B. rechnet man von Orangenblüthen 40, von Jasmin 50, von *Aglaia odorata* 100 Pfund (also eine ganz gleiche Quantität) auf 100 Pfund getrockneter Theeblätter. Die außerordentliche Kostspieligkeit dieser wohlriechenden Blüthen² läßt die, von den Chinesen zwar bestrittene Vermuthung auftauchen, daß auf diese Weise parfümirte Blätter später mit größeren Quantitäten gewöhnlichen Thees vermischt werden. Und da es eine erwiesene Thatsache ist, daß man mit 60 Pfund parfümirten Thee weiteren 100 Pfund diesen Wohlgeruch durch Beimischung übertragen kann, ohne deswegen den Parfüm der erstern Quantität im geringsten zu schwächen, so erscheint es mehr als wahrscheinlich, daß eine ähnliche Vermischung, vielleicht sogar in einem weit weniger günstigen Verhältnisse, jeden Tag in den stillen Magazinen der Theedistricte vor sich geht.

¹ Nach Fortune (a residence among the Chinese, London, Murray, 1857) wird zuweilen den verschiedenen Theesorten auch durch zwei bis vier Löffel voll einer Mischung von einer Pflanze (ma-ki-holy), dann durch Indigo und Gypsypulver auf künstlichem Wege eine Farbe zu geben versucht.

² Ein Bikal (133½ Pfund) solcher Blätter kostet durchschnittlich 15 bis 18 Dollars, doch steigt der Preis derselben zuweilen bis auf 30 Dollars.

Seit der Aufhebung des Privilegiums der ostindischen Compagnie und seit der Eröffnung der fünf Häfen ist der Thee im Preise etwas zurückgegangen, hat aber dafür bedeutend an Absatz zugenommen. Der Werth eines Pikuls Thee beträgt gegenwärtig 18 bis 20 Taels, so daß das Pfund auf circa 39 bis 43 Kreuzer zu stehen kommt. Trotz der unvergleichlichen Billigkeit der Handarbeit (60 bis 70 Cash täglich) soll es nicht möglich sein, guten Thee unter diesem Betrag zu liefern, obschon die verschiedenen Sorten, je nach ihrer Qualität und den Districten, aus welchen sie kommen, außerordentlich im Preise variiren. Die unteren Classen in den Theedistricten kaufen sich die rohen, unbereiteten Blätter im Zustande, wie sie gepflückt werden, für ungefähr 3 Kreuzer das Pfund, und da 4 Pfund frischer Blätter nöthig sind, um ein Pfund trockenen Thee zu gewinnen, so kann man annehmen, daß der, von den Volksclassen getrunkene Thee auf 12 bis 15 Kreuzer per Pfund zu stehen kommt. Dabei wird gewöhnlich noch ein Zusatz von minder kostspieligen Blättern gemacht, besonders in Gegenden, welche von den Theedistricten entfernter liegen.

Das erste historische Document über die Einführung des Thees in England als Getränk ist eine Parlamentacte vom Jahre 1660. Zu jener Zeit kostete das Pfund chinesischen Thees in London 60 Schillinge (30 Gulden österr. Währung), was allerdings auf keine große Verbreitung desselben zu jener Zeit schließen läßt. Gegenwärtig importirt England jährlich über 30 Millionen Pfund Thee,¹ oder mehr als die Hälfte der aus dem Reiche der Mitte ausgeführten Theeblätter, und der Consumtent in London bezahlt etwas über 3 Schillinge (1 Gulden 50 Kreuzer) für das Pfund.

Es sind in neuester Zeit auch am Fuße des Himalaya, auf Java und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika Versuche mit dem Anbau der Theepflanze gemacht worden. In Ostindien, wohin der eben so bekannte als verdienstvolle Robert Fortune in den letzten Jahren wieder an 24.000 Pflanzen aus den beliebtesten Theedistricten China's sandte, hat sich die Cultur bereits vollkommen bewährt und sogar als einträglich erwiesen. Die Erzeugungskosten betragen 10½ Pence (44 Kreuzer) per

¹ Im Jahre 1859 betrug die Theeausfuhr nach England 30,988.598 Pfund (nämlich 22,292.702 Pfund schwarzen, und 8,695.896 Pfund grünen Thee), bei einem Gesamtimporte von 55,328,731 Pfund. Nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika gingen im nämlichen Zeitraume 19,952.147 Pfund, nach Australien 1,879.584 Pfund, nach Hongkong und den übrigen Häfen der chinesischen Küste 1,261.347 Pfund, nach Montreal 510.600 Pfund und nach dem europäischen Continente 736.455 Pfund Thee.

Pfund für eine Sorte, wofür man auf dem Londoner Markt 2 Schilling per Pfund bezahlt. Der auf Java erzeugte Thee wird zwar noch immer mit Schaden in Europa verkauft, aber es dürfte sich schon in den nächsten Jahren ein günstigeres Verhältniß herausstellen. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika muß der Erfolg des Versuches noch abgewartet werden. Herr Fortune, welcher vom Patent-Office in Washington mit der Einführung der Theestaude in den Südstaaten der Union betraut wurde, und durch seine vieljährigen Forschungsreisen in China als ein gründlicher Kenner der Theecultur betrachtet werden muß, ist der Ansicht, daß das Fortkommen der Theepflanze in den Vereinigten Staaten nicht dem geringsten Zweifel mehr unterliegt, indem diese werthvolle Pflanze nicht nur den Frost gut verträgt, sondern denselben sogar erfordert und auch in China besser in einem nördlichen als in einem südlichen Klima gedeiht. Anders verhält es sich aber mit der Einträglichkeit dieser Cultur in einem Lande, wo der Arbeitslohn noch so ungemein hoch ist. Wird die Theepflanze die bedeutenden Erzeugungskosten ertragen und dennoch die Concurrnz mit dem chinesischen Product vortheilhaft bestehen können? Die nächsten Jahre werden diese Frage hoffentlich beantworten, wenn nicht der unselige Bürgerkrieg, welcher eben diesen herrlichsten und freiesten Staatenbau der Gegenwart unterwühlt, auch hier wie in so mancher Beziehung störend und hemmend in den Weg tritt.

Wir genossen das besondere Vergnügen, mit Herrn Fortune in Schanghai persönlich zusammen zu treffen, und aus dem Munde dieses erfahrungreichen Naturforschers und Reisenden viele werthvolle Mittheilungen zu vernehmen. Während wir uns vorbehalten, über den großen Reichthum China's an noch wenig bekannten, wichtigen Ausfuhrartikeln an einer anderen Stelle zu sprechen, können wir uns nicht versagen, hier noch einige Bemerkungen über verschiedene chinesische Nutzpflanzen einfließen zu lassen, welche uns von mehr als bloß commercieller Bedeutung dünken. Unter diesen ist eines der größten Geschenke der Natur an den betriebsamen Menschen das sogenannte chinesische Zuckerrohr, eine Sorgho-Art (*Sorghum* oder *Holeus saccharatum*), welche schon aus dem Grunde die größte Aufmerksamkeit von Seite europäischer Landwirthe verdient, weil diese Pflanze in ihrem Mutterlande nur hoch im Norden vorkommt, unter Breitegraden, wo das eigentliche Zuckerrohr (*Saccharum officinalis*) nicht leicht mehr gedeiht; weil dieselbe Frost und Kälte weit eher als allzu große Hitze

erträgt, und daher zum Anbau in den südlichen Theilen von Europa vollkommen geeignet scheint.

Der erste Versuch, den Sorgho in Europa zu bauen, geschah, wenn wir recht unterrichtet sind, im Jahre 1852 auf den Hyeres'schen Inseln durch den Grafen David de Beauregard mit Samenförnern, welche Herr v. Montigny an die Pariser geographische Gesellschaft geschickt hatte; gleichzeitig wurden auf Aufforderung der Société d'acclimatisation mit dem Sorgho in verschiedenen Theilen Frankreichs Pflanzversuche angestellt. Der Erfolg übertraf die kühnsten Erwartungen. Aus dem Stengel, dem Haupttheile der Pflanze, wurde ein zuckerhaltiger Stoff gewonnen, aus welchem man mit großem Vortheil Zucker und Alkohol, Syrup und Branntwein erzeugen kann. Die reichlichen Blätter der 4 bis 6 Fuß hohen Stengel dienten einem zahlreichen Viehstande zur kräftigen Nahrung; der Same lieferte Futter für das Geflügel, und ersetzte mit Vortheil die Gerste für die Pferde, so daß sich die Kosten des Anbaues schon in dieser Hinsicht lohnten, während außerdem das, aus den Samenförnern gewonnene Mehl zu einer gesunden, nahrhaften Speise für den Menschen verwendet werden mag. Dr. Adrian Sicard, dem die landwirthschaftliche Welt eine sehr ausführliche Monographie über das chinesische Zuckerrohr verdankt, hat sogar durch gründliche Untersuchungen nachgewiesen, daß sich die Blätter des Sorgho gleichzeitig zur Papierfabrication so wie zur Gewinnung verschiedener Färbestoffe eignen. Was die Ertragsfähigkeit des Sorgho anbelangt, so ist dieselbe sogar größer als die der Runkelrübe, welche in Frankreich durchschnittlich 2160 Kilo's per Hectare Land liefert, während der Sorgho 5000 Kilo's giebt.¹

Die Cultur dieser überaus nützlichen Pflanze unterscheidet sich, wie wir uns wiederholt zu überzeugen Gelegenheit hatten, durch nichts von jener des Mais oder Belschkornes. Die Aussaat des Sorgho geschieht je nach den Temperaturverhältnissen des Landes, wo er gebaut wird, vom April bis Mitte Juli. Der Same, den man anfangs April in die Erde legt, wird Mitte August oder nach circa 135 Tagen des Wachstums reif, während die Mitte Juli gesäeten Samenförner erst gegen Ende November, also nach ungefähr 145 Tagen reifen. Man hat im südlichen Frankreich das Experiment gemacht, den Samen vor der Aussaat 24 bis 48 Stunden

¹ Ein Hectare = 100 Acres = 1,7749 Wiener Joch. — Ein Kilo = 2 Zollpfunde.

in lauem Wasser zu baden, und erzielte dadurch eine weit raschere Entwicklung der Pflanzen. Eben so versuchte man die Körner mit und ohne Samenhaut zu säen, und gelangte zu dem Resultate, daß die ersteren Körner 15, die letzteren nur 10 Tage bedurften, um zu keimen. Es wird empfohlen, die Samen, je nach der Natur des Bodens und der Bewässerung, über die man verfügen kann, in ziemlich weit von einander abstehenden Reihen zu säen. Es genügt, die Körner einen Zoll tief in die Erde zu legen.

Die Zeit der Kindheit des Sorgho ist ziemlich lange, hat er aber einmal diese Periode überstanden, dann mag man eines günstigen Erfolges gewiß sein, selbst wenn bedeutende Temperaturveränderungen während des Wachstums der Pflanze vorkommen sollten, vorausgesetzt, daß das Thermometer nicht tiefer als 2° Réaumur unter Null sinkt. Der Sorgho bedarf ungefähr fünf Monate zu seiner vollständigen Reife, wo dann die Pflanze in der Regel eine citronengelbe, rothgestreifte Farbe annimmt. Der Sorgho ist zuweilen verschiedenen Krankheiten unterworfen, von welchen ihn einige an der Wurzel, andere im Mark angreifen. Eben so hat man an einigen Pflanzen Larven schädlicher Insecten bemerkt. Allein die Ursache aller dieser Krankheitserscheinungen sind dermal noch viel zu wenig untersucht und gekannt, um schon jetzt Mittel gegen dieselben angeben zu können.

Im Ganzen aber mag die Verpflanzung des Sorgho nach dem südlichen Frankreich sowohl als auch nach Pennsylvanien in den Vereinigten Staaten (das einen viel rauheren Winter hat als Venetien, Dalmatien und die Donau Niederungen) als vollkommen erfolgreich angesehen werden. Vielleicht gelingt es, eine Pflanze auch in Oesterreich in geeigneten Gegenden einzubürgern und ihren Anbau in großartigem Maßstabe durchzuführen,¹ welche nicht nur wie kein anderes Product des Pflanzenreiches dem Haushalte des Menschen in den verschiedensten Punkten der Erde so zahllose Vortheile zu bieten verspricht, sondern gleichzeitig von der Vorsehung als Mittel bestimmt zu sein scheint eines der wichtigsten Bedürfnisse der civili-

¹ Kleine Versuche mit dem Sorgho wurden in Aquileja in der Nähe von Görz auf der Besingung des bekannten Triester Kaufmannes und Zuckersabrikanten Karl Ritter angestellt. Wir sahen Proben von aus dem Sorgho gewonnenem raffinirten Zucker, welche den besten Erfolg in Aussicht stellen. Eine größere Quantität Samenkörner, welche Hr. de Montigny vor einem Jahre an ein Mitglied der Kovara-Expedition sandte, wurde benutzt, um damit Anbauversuche in jenen Ländern des Kaiserstaates zu machen deren klimatische Verhältnisse für das Fortkommen der Pflanze Wahrscheinlichkeit bieten.

sirten Welt durch freie, weiße Arbeit, ohne Sklaverei und Sklavenschweiß befriedigen zu können!¹

Ein anderes Gewächs, das eines versuchsweisen Anbaues in den südlichen Gegenden Europa's werth erscheint, ist der Mo-tschok, eine der graciösesten Bambusarten des chinesischen Waldes, welche namentlich in der Provinz Tschekiang auf Abhängen in einem gelben Lehmboden bei einem Maximum von 32.5° C. im Sommer und einem Minimum von — 6.5° C. im Winter besonders üppig gedeiht. Die schnurgeraden, sanften, zierlichen Halme erreichen eine Höhe von 60 bis 80 Fuß. Der untere Theil der Pflanze ist gewöhnlich frei von Zweigen, welche erst 20 bis 30 Fuß über dem Boden ihren Anfang nehmen und ungemein zart gefiedert sind. Dieselben dienen, wie jene zweier anderer Bambusarten, der Long-sin-tschok und Su-tschok, zur Anfertigung von Sieben, Körben, Möbeln u. s. w., während die jungen Schößlinge ein vortreffliches, äußerst geschmackvolles Gemüse bieten. Die Stämme der Pflanze dagegen eignen sich vorzüglich zur Papiererzeugung.² Man fabricirt daraus sowohl Schreib- als Packpapier, und eine ganz grobe Gattung wird von chinesischen Mauern unter den Mörtel gemischt. Herr Fortune hat den Mo-tschok in Indien

¹ Wir haben uns während unseres Aufenthaltes in Schanghai gleichzeitig nach der angeblich neuen Kartoffelart erkundigt, über deren Auffindung vor mehreren Jahren so vielversprechende Berichte durch europäische und nordamerikanische Zeitungen gingen, daß die in Schanghai ansässigen fremden Kaufleute aus allen Weltgegenden um nähere Auskunft über dieses neuentdeckte Knollengewächs bestrimt wurden, welches für die anscheinend altersschwache und kranke peruvianische Kartoffel ein erwünschtes Surrogat zu bieten versprach. Allein Niemand wußte uns über diese sogenannte neue Kartoffelart näheren Bescheid zu geben, und es stellte sich endlich heraus, daß alle hierüber nach Europa und Amerika gedruckten Nachrichten bloß auf einem Irrthume beruhen, indem man wahrscheinlich, wie auch Herr Fortune vermutet, Calladium Esculentum, welches auf Märkten und Straßen in Schanghai feilgeboten wird und dessen kleine Knollen in Aussehen und Geschmack viele Aehnlichkeit mit Kartoffeln haben, anfänglich für eine neue Art von Kartoffeln hielt und, ohne nähere Untersuchungen anzustellen, den vermeintlichen, für die armen Classen allerdings höchst wichtigen Fund sogleich in die weite Welt hinausposaunte. In allen zugänglichen Theilen China's kannte man zur Zeit unseres Besuches keine andere als die aus Europa eingeführte peruvianische Kartoffelart. Englische und amerikanische Marineofficiere, welche während der jüngsten Friedensverhandlungen zu Tien-Tsin im Golfe von Petchili Kartoffeln aßen, versicherten, daß dieselben mit den in Europa acclimatisirten vollkommen identisch waren. An essbaren Knollengewächsen kommen in Schanghai außer Kartoffeln hauptsächlich Yam's (*Dioscorea* sp.) und Yucca (*Jatropha* sp.) vor.

² Der hierbei beobachtete Proceß ist folgender: Die Bambusstöcke werden zuerst geraume Zeit unter Wasser gehalten, sodann gespalten und neuerdings mit Kaltwasser gesättigt, bis dieselben völlig weich geworden. Hierauf werden sie, je nach den Localverhältnissen, entweder durch Wasser oder Händekraft in eine dreierartige, flüssige Masse verwandelt, und endlich so lange gekocht, bis sie vollkommen fein sind und die nöthige Consistenz erlangt haben, um daraus Papierbogen formen zu können.

eingeführt, wo derselbe namentlich in den nordwestlichen Provinzen an den Abhängen des Himalaya fortzukommen verspricht.

Von anderen Gewächsen des chinesischen Reiches, die zwar keine Aussicht auf eine Verpflanzung in ein nordisches Klima bieten, aber wegen der Producte, welche sie liefern, Beachtung verdienen, wollen wir noch dem Firnißbaum, dem Talgbaum und dem Wachsinsectstrauch einige Worte widmen.

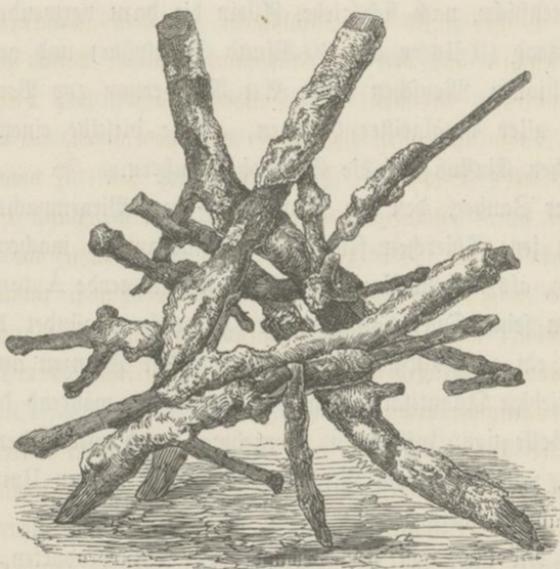
Der Firnißbaum (*Vernix vernicia*), eine Sumachart, welche von besonderer Güte in der Provinz Kiang-si, Tsché-kiang und Szechuen wächst, liefert jenen Firniß, welcher theils in halbflüssigem, theils in getrocknetem Zustande in weißliche Kuchen auf den Markt kommt und per Pikul, je nach Qualität und Nachfrage, 40 bis 100 Dollars werthet. Zur Bereitung jenes Lackes, dessen Ruhm nach allen Theilen der Erde gedrungen, werden 5 Katti's¹ Firniß, 10 Katti's Wasser, 5 Taels Rußöl, 2 Taels Schweinsgalle und 4 Taels Essig unter einander gemengt, bis sie eine Pasta von glänzend schwarzer Farbe bilden. Der Umstand, daß viele chinesische Lackwaaren, namentlich die in Fu-tschau gefertigten, den berühmten japanesischen Fabricaten an Glanz und Schönheit gleichkommen, ließ die Vermuthung auftauchen, die chinesischen Arbeiter hätten einige Anleitung von ihren japanesischen Gewerbsgenossen erhalten.

Vegetabiler Talg (*schu-láh* oder *schu-káu*, d. h. Baumfett) wird aus der *Stillingia sebifera*, dem sogenannten Talgbaume gewonnen und verspricht nach den damit angestellten Versuchen bei einer ausgedehnteren Cultur ein ziemlich vortheilhafter Artikel für den Exporthandel zu werden. Der Talgbaum kommt sowohl in den südlichen Provinzen, besonders häufig aber auf der Insel Tschusan und dem ihr gegenüberliegenden Festlande vor. Die aus den nußartigen Samen des Baumes gewonnene talgartige Substanz wird in Kuchen von 70 bis 100 Katti's zu 7 bis 12 Dollars der Pikul verkauft.

Das vegetabile oder Baumwachs (*peh-láh*) ist eine wachsartige Masse, welche ein Insect (*Coccus pela* oder *flata limbata*), wie es scheint zum Schutz für seine Eier, auf einer Eschenart absetzt, an deren Aesten und Zweigen dieselbe schneeflockenartig klebt. Sie wird nach dem ersten Frost gesammelt und durch Schmelzen in einem, über heißes Wasser gehaltenen Tuche gereinigt. Zuweilen geschieht dieser Proceß auch, indem man die gesammelte Quantität in einem seidenen Sack in heißes Wasser taucht. Sie

¹ Ein Katti = 1/3 Pfund und 100 Katti = 16 Taels = 1 Pikul = 133 1/3 Pfund.

schmilzt bei 81° Fahrenheit und empfiehlt sich durch ihre ganz ungewöhnliche Härte zur Mischung mit Brennwachs und anderen, zur Kerzenfabrication verwendeten Fettgattungen. Die bisher aus dem Producte des sogenannten Wachsinsectenstrauches erzeugten Kerzen haben in England großes Aufsehen erregt und blos der Umstand, daß nur eine sehr geringe Quantität dieser vortrefflichen Substanz jährlich in den Handel kommt, ist Ursache, daß dieselbe noch keine ausgedehntere Verwendung gefunden. Der Preis des



Wachsinsecten - Aeste.

„Peh-läh“ ist ziemlich hoch und beträgt oft bis 40 Taels (circa 117 Gulden) per Pful.

Noch wollen wir des Mun-hung-ean oder Mosquito-Tabakes Erwähnung thun, welcher, seit undenklichen Zeiten im weiten chinesischen Reiche gegen die qualvollen Stiche jenes blutdürstigen Insectes in Gebrauch, erst in den letzten Jahren in seiner Zusammensetzung bekannt geworden ist. Der Mun-hung-ean besteht aus: erstens Sägespänen von Juniper (pih-hiang-fun) oder überhaupt Nadelholzarten; zweitens den zu Pulver zerriebenen Blättern der *Artemisia indica*; drittens Tabakblättern; viertens einer kleiner Quantität Arsenik (pe-za); und fünftens aus einem nicht näher

bezeichneten Mineral (nach Fortune nu-wang), womit wahrscheinlicher Weise Schwefel gemeint ist.

Alle diese verschiedenen Ingredienzien¹ werden zuerst in Wasser getränkt und wohl vermengt, und hierauf als eine Art Pasta um dünne Bambusstäbchen gerollt, in welchem Zustande sie als Räucherungsmittel auf den Markt kommen.² Die Angabe, daß zur Bereitung des Mosquito-Tabakes Arsenik verwendet wird, ruft allerdings die Befürchtung wach, daß der Gebrauch desselben für den Menschen vielleicht weit schädlichere Folgen, als jene der Insectenstiche, nach sich ziehe. Allein die dazu verwendete Quantität ist nicht bedeutend (2 Unzen auf 30 Pfund Sägespäne) und gewiß möchten sich nicht Millionen Menschen dieser Art Räucherung zur Vertreibung der hartnäckigsten aller Quälgeister bedienen, würde dieselbe einen wahrnehmbaren schädlichen Einfluß auf die Gesundheit äußern.

Auch der Zauber, den die Einsammler von Bienenwachs zu besigen vorgeben, um jene Thierchen friedlich und duldsam zu machen, besteht in nichts anderem, als in dem Rauch, welchen die glimmende *Artemisia indica* verbreitet. Um seine Operation feierlicher zu machen, zündet der vermeintliche Zauberer ein ganzes Bündel solcher getrockneter Pflanzen an, und nimmt dann eine beliebige Quantität Honig aus dem Korbe, während die harmlosen Bienen die Rolle von Zuschauern übernehmen, und weder dem Einsammler, noch den, mit Ausnahme eines Gürtels völlig nackten Umstehenden im geringsten gefährlich werden.

Wenden wir uns von den verschiedenen Naturproducten, welche das Reich der Mitte dem Exporthandel bietet, zu denjenigen Gegenständen europäischer Industrie, für welche der chinesische Markt einen großartigen Absatz in Aussicht stellt, so finden wir, daß ihre Zahl nicht minder bedeu-

¹ Das Verhältniß dieser verschiedenen Ingredienzien ist: 30 Pfund Juniper, 20 Pfund Artemisia, 5 Pfund Tabak und 2 Unzen Arsenik.

² Eine wohlfeilere Art, dieses Mosquito-Antidot zu bereiten, soll darin bestehen, daß man sehr schmale, ungefähr zwei Fuß lange Papierfäcchen mit Sägespänen von Zapfenbäumen, etwas Arsenik und „Nu-wang“ füllt, und zwar genügen für 30 Pfund Sägespäne eine Unze Arsenik und zwei Unzen Nu-wang. Ein solches Papierfäcchen wird an dem einen Ende mit Zwirn sorgfältig zusammen gebunden, auf die Erde gelegt und am entgegengesetzten Ende angezündet, wo es dann eine geraume Zeit langsam fortglimmt und durch den verursachten Rauch die gefürchteten Mosquitos völlig verschucht. Hundert solche Säcchen werden in Schanghai für einen Betrag verkauft, der kaum 8 Kreuzern öfter. Währung gleichkommt, und zwei davon reichen aus, um ein gewöhnliches Zimmer eine ganze Nacht hindurch zu räuchern.

tend ist¹ und einen Werth von mehr als 50 Millionen Gulden darstellt. Wir beabsichtigen jedoch in diesen Blättern bloß von dem in politischer und commercieller Beziehung wichtigsten Einfuhrartikel, welcher den meisten Gewinn abwirft und gewissermaßen das Hauptgeschäft in allen, dem fremden Handel geöffneten Hafensplätzen bildet — vom Opium zu sprechen. Das Opium (á-pièn), der verdickte Saft des *Papaver somniferum*, war bisher bekanntlich ein Monopol der Regierung von Britisch-Indien, wurde unter der Aufsicht der Agenten der letzteren in verschiedenen Provinzen Ostindiens gebaut und durch den öffentlichen Verkauf großer Quantitäten auf den Märkten von Calcutta und Bombay in den Handel gebracht. Dasselbe scheint bei den Chinesen die Stelle der verschiedenen geistigen Getränke der Europäer zu vertreten; wenigstens haben alle seitherigen Versuche, den chinesischen Gaumen für Me und Whisky, für Cherry, Portwein, Champagner und Claret empfänglich und darnach lüftern zu machen, zu keinem vortheilhaften Resultat geführt. Ja, es werden vielleicht nach keinem Lande der Erde verhältnißmäßig so wenig Spirituosen importirt, als nach China, und auch diese hauptsächlich nur zum Verbrauch für die daselbst angesiedelten Fremden. Der Chinese ist gewissermaßen ein geborner „Teatotaler“ oder Enthaltensfreund, denn das einheimische, hauptsächlich aus Reis und Hirse gewonnene weinartige Getränk wird nur bei besonderen Anlässen und selbst dann nur in sehr mäßiger Quantität genossen. Wir haben während unseres Aufenthaltes in den verschiedenen Hafensplätzen China's niemals einen Chinesen betrunken gesehen und auch von anderer Seite erfahren, daß dies nur höchst selten und ausnahmsweise der Fall sein soll. Dagegen gewinnt die Opium-Consumtion immer mehr an Ausdehnung und die jährlich nach China eingeführte Quantität verdickten Mohnsaftes beträgt 75 bis 80.000 Kisten oder Chests, welche je nach dem Tagespreise einen Geldwerth von 75 bis 100 Millionen Gulden repräsentiren!

Auf den chinesischen Märkten kommen vier Gattungen von Opium vor: Benares (kú-ní), Patna (kung-ní), Malwa (peh-pí) und türkisches (kin-ní oder goldener Koth). Das aus Bengalen (Patna und Benares) bezogene Opium ist besser und gesuchter, als das von Malwa, einem der unabhängigen Staaten Indiens, importirte; beide Sorten aber werden von

¹ Diese bestehen namentlich in allen Arten von Baum- und Schafwollwaaren, Messerschmiedwaaren, Eisenwaaren, Glaswaaren, Uhren (Sack-, Stoß-, Spieluhren), Quincailierewaaren, u. s. w.

den Chinesen dem türkischen und selbst dem auf einheimischem Boden gewonnenen Opium vorgezogen.¹

Die Sitte der Chinesen, Opium zu rauchen, ist verhältnißmäßig eine moderne. Erst zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts² fing man in China an, Opium mit Tabak vermengt als Antidot gegen Zahn-, Kopf- und Leibschmerzen zu gebrauchen. Chinesische Matrosen und Kaufleute, welche von den Inseln des Archipels zurückkehrten, hatten es daselbst von den Eingeborenen als eine betäubende Substanz einathmen gelernt, um sich eine Zeit lang, der Wirklichkeit entrückt, die wunderbarlichsten beseligendsten Träume vor Augen zu führen. Unstreitig hat das Weinverbot bei den Dienern des Korans zuerst die Aufmerksamkeit auf diese betäubende Substanz gerichtet, welche die Vorderasiaten in Pillenform verschlucken, die Hindu's kauen und die Chinesen rauchen. Im Jahre 1750 wurden zu diesem, wie zum Zwecke medicinischer Verwendung nach amtlichen Angaben 200 bis 250 Kisten Opium (per 140 Pfund), und zwar größtentheils durch portugiesische Kaufleute aus der Türkei, aus Persien und Bengalen eingeführt. Nichts war dem Reichen willkommener, als ein Mittel, das ihm in den Intervallen seiner Schwelgereien die Zeit so wohligh vertrieb, wo er, gleichsam aller Sorgen unbewußt, sich im süßesten Schlummer wiegen mochte! Im Jahre 1773 unternahm es die englisch-ostindische Compagnie eine kleine Quantität Opium versuchsweise nach China zu senden. Sieben Jahre später gründete sie ein Depot für Opium in Larf's Bai. Im Jahre 1781 machte die Compagnie eine Sendung von 2800 Kisten (zu 140 Pfund) Opium nach Canton, welche daselbst von einem Hong oder Mitgliede der chinesischen Hansa³ gekauft wurden. Dieser war jedoch gezwungen den größten

¹ Die Quantität des in neuester Zeit in China selbst, namentlich in der Provinz Yun-nan gebauten Opiums läßt sich nicht genau bestimmen, da es an jedem Anhaltspunkte dazu fehlt; doch ist die Qualität desselben weit geringer als jene der aus Indien importirten Droque.

² Nach Mac Culloch's (Commercial dictionary) wurde Opium bereits zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts durch mohamedanische Kaufleute nach Indien und China gebracht und es klingt wie eine Art Entschuldigung, wenn der eben so gelehrte als patriotische Schriftsteller in Bezug auf den Antheil, welchen England an dem vielgeschmähten Handel mit dieser gesundheitsfeindlichen Droque nimmt, gleichsam beschönigend hinzusetzt: „a century and a half, before the English had anything whatever to do with its cultivation“ (New Edition, p. 939).

³ Einer gewissen Anzahl (ursprünglich zwölf) vermöglicher chinesischer Handelsleute (hong) in Canton war früher allein gesetzlich gestattet, mit den Fremden Geschäfte zu machen und mit ihnen zu verkehren. Sie mußten der Regierung nicht nur für die richtige Zahlung der Abgaben und Zölle, sondern auch für das gute Benehmen der Fremden haften.

Theil davon wieder auszuführen, indem es zu jener Zeit in China für eine so große Quantität Opium noch keinen Absatz gab. Regelmäßige Sendungen dieser wichtigen Droge von Seite der ostindischen Compagnie nach China geschehen erst seit dem Jahre 1798, wo von Calcutta aus 4170 Kisten für Rechnung der Gesellschaft nach China geschickt und dort für 415 Rupien (circa 415 Gulden österr. Währung) per Kiste verkauft wurden.¹ Seit jener Zeit steigerte sich Einfuhr und Verbrauch in geometrischer Progression und eine uns vorliegende, von Dr. Medhurst mit großem Fleiße entworfene Tabelle belehrt uns, daß vom Jahre 1798 bis 1855 im Ganzen 1,197.041 Kisten Opium aus Bengalen eingeführt wurden, welche der englisch-ostindischen Compagnie nach Abschlag aller Erzeugungs- und Transportkosten einen Gewinn von 678,518.534 Gulden österr. Währung einbrachten!²

Bei den glänzenden Vortheilen, welche der Opiumhandel ostindischen Kaufleuten sowohl, als ihren in China angesiedelten Collegen gewährt, kümmerte man sich eben so wenig um die verschiedenen Proteste der chinesischen Regierung, als um die zahlreichen Anatheme, welche englische Missionäre und Philanthropen gegen den Opiumhandel und das Opiumrauchen schleuderten. Die sich täglich mehr bereichernden Kaufherren begnügten sich die heftigen Anklagen ihrer Antagonisten mit der lakonischen Bemerkung zu beantworten, daß sie nur bemüht seien, ein aus einer nationalen Sitte entspringendes Bedürfnis zu befriedigen, und daß man den Chinesen wohl eben so wenig verbieten könne, Opium zu rauchen, als den Europäern, sich dem Genuße geistiger Getränke hinzugeben. Beide wirken nur durch Unmäßigkeit schädlich, und selbst in einem solchen Falle führe das Opium keine so

¹ Es ist eine beachtenswerthe Wahrnehmung, daß, gleichzeitig mit der Zunahme des Opium-Imports in China auch die Claveneneinfuhr nach Nordamerika an Ausdehnung gewann und der europäische Handel durch zwei so verwerfliche Mittel in Ost-Asien und Amerika immer mehr Fuß zu fassen und sich zu bereichern suchte. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts war die Zahl der Claven in den südlichen Staaten der Union kaum größer als jene der Opiumraucher China's; gegenwärtig schätzt man erstere auf mehr als vier Millionen Seelen, und eben so groß mag die Zahl der letztern sein; — die einen, Claven ihrer eigenen unbezähmbaren Leidenschaft, die andern geknechtet durch die Habsucht und den kalten Egoismus ihrer Gebieter. Die Opiumfrage und die Clavenfrage — beide scheinen fast zu gleicher Zeit auch ihre Lösung zu finden! — —

² Zu einem fast gleichen Resultate kommt auch Mac Culloch, welcher berechnet, daß die Compagnie ungefähr 7½ Schilling per Pfund Opium gewinnt, welches sie durch ihre Agenten von den Pflanzern in Bengalen für den bestimmten Preis von 3½ Schilling kaufen läßt, und zu 11 Schilling per Pfund in den Handel bringt.

furchtbaren Verheerungen im Organismus, keine so rasche Katastrophe herbei. Die Schattenseiten des Opiumhandels sind schon so vielfach beleuchtet worden, daß darüber kaum etwas Neues mehr gesagt werden kann, und da wohl selbst Sanguiniker von der Hoffnung zurückgekommen sind, daß der Handel mit Opium jemals ganz unterdrückt werden könne, so dürfte es wenigstens tröstlich sein zu erfahren, daß die Zahl der Opiumraucher in China nach den besten Schätzungen unter einer Gesamtbevölkerung von 420 Millionen Menschen kaum mehr als 4 bis 5 Millionen beträgt und daß durchschnittlich ein mäßiger Raucher nicht mehr als 1 Mace oder beiläufig 1 Drachme Opium¹ im Werthe von 90 Cash (13 Kreuzer österr. Währung) verbraucht. Die Bestimmungen des neuen Tarifes, nach welchem von nun an Opium gegen einen festen Eingangszoll von 30 Taels per Kiste, wenn zur See, und von 20 Taels, wenn zu Land importirt, ungehindert in China eingeführt werden kann, dürften im bisherigen Opiumhandel wesentliche Veränderungen zur Folge haben, und vielleicht werden sich auch die Ansichten der chinesischen Regierung über diesen wichtigen Handelsartikel im Verhältniß ändern, als durch dessen ziemlich hohen Eingangszoll der Staatsfiskus sich zu füllen beginnt.

Ob schon für den europäischen Leser die Beziehungen des chinesischen Reiches zu fremden Nationen stets das Hauptinteresse in Anspruch nehmen werden, so wollen wir doch nicht von China scheiden, ohne gleichfalls einige Bemerkungen über einen, seit dem Jahre 1849 in mehreren Provinzen China's herrschenden Aufstand einfließen zu lassen, welcher schon wegen seiner eigenthümlichen, religiösen Färbung die größte Aufmerksamkeit verdient.

Hung-Sin-Tsiuen, der Urheber und das Haupt dieser Insurrection, im Jahre 1813 in einem Dorfe in der Nähe von Canton geboren, ward schon in früher Jugend seiner großen Begabung wegen vom Hüter der Heerde seines Vaters zum Schullehrer des Dorfes erhoben und oblag so eifrig den Studien, daß er einige Jahre später als Gelehrter mehrere Rangstufen erlangte. Bei einem Besuche Cantons lernte er einen protestantischen Missionär daselbst kennen, mit dem er längere Zeit verkehrte und von welchem er mehrere chinesisch geschriebene Tractätchen und Bücher zum

¹ Es giebt zwar auch Raucher, welche 2, 4 und selbst 5 bis 8 Drachmen täglich consumiren, aber dies sind doch nur einzelne Fälle, während schon die Kostspieligkeit des Artikels der großen Masse verbietet, von diesem Betäubungsmittel einen allzu häufigen Gebrauch zu machen.

Geschenk erhielt. Während einer um jene Zeit eingetretenen Erkrankung hatte er mehrere Visionen, und soll damals schon in Fieberträumen gesagt haben, er sei zum Kaiser von China bestimmt. So wurden allmählig Hung und sein Freund und eifriger Anhänger Jung-Yun-San durch die irrig oder unvollkommen verstandenen Schriften der verschiedenen Missionsgesellschaften die Gründer einer neuen Lehre, einer Art freien, halb christlichen Secte, welche, da sie nicht lange bestehen konnte, ohne mit der herrschenden Regierung in Conflict zu gerathen, bald auch einen politischen Charakter annahm. Es ist unzweifelhaft, daß protestantische Missionäre diese religiöse Bewegung anfänglich in der Absicht unterstützten und förderten, um dadurch für die Verbreitung der christlichen Lehre empfänglicheren Boden zu gewinnen. Noch zu Ende der Vierziger Jahre stand Hung in Verbindung mit amerikanischen Missionären zu Canton, studirte ihre Bücher und kehrte sodann nach der Provinz Kuang-si zurück, wo er selbst Schriften über angebliche Offenbarungen Gottes publicirte, sich gleichzeitig als Dichter versuchte,¹ und im Namen des „himmlischen Königs“ Proclamationen erließ. Die Strenge, mit welcher die rechtmäßige Regierung des Reiches gegen die Insurgenten und alle, die mit ihnen verkehrten, verfuhr, so wie das Mystische ihrer Lehre trug nur bei, deren Reihen zu füllen; denn die leichtgläubige Menge hat in allen Ländern eine besondere Vorliebe für das Geheimnißvolle und Unerlaubte. Der Erfolg stärkte den Muth, die Energie, die Anmaßung Hung's. Er begnügt sich nicht mehr „der Mund zu sein, durch den Gott der Vater und Jesus, der ältere Bruder, ihren Willen verkünden“, er spricht jetzt offen seine und seiner Anhänger Absicht aus, die unwürdigen Mandchu's zu vertreiben und eine neue, einheimische Dynastie, jene der Tai-ping oder des allgemeinen Friedens auf den Thron zu heben. Obwohl von der officiellen

¹ Ein Gedicht des chinesischen Gegenkaisers, welches in der, durch Herrn W. H. Medhurst veröffentlichten Sammlung von, aus der Insurgentenpresse zu Nanking hervorgegangenen Schriften nicht enthalten ist, und das wir der besondern Güte des Regierungsdolmetschers Mr. Meadows in Schanghai verdanken, hat seither Herr Dr. Pfizmaier ins Deutsche übersezt. Der verzierte Umschlag des Büchleins ist auf der Titelseite goldgelb, auf der andern roth; der Strom Yang-tse kommt, sich dem König Tai-ping zu unterwerfen, indem er dessen Wohnsiß umkreist. Der auf dem Umschlag befindliche äußere Titel lautet: „Kaiserliche Verkündigung in Säzen über die Worte des Himmelsvaters, des höchsten Herrschers“. Der innere Titel ist: „Zehn Gedichte der Glückseligkeit“, obschon diese sogenannten Gedichte eigentlich nur Strophen sind, deren jede nur aus vier Versen von je sieben Zeichen besteht. Die Schrift trägt als Jahreszahl die Zahl Kwei-hao (50) des Cyclus (1853 n. Ch. G.), und das dritte Regierungsjahr des himmlischen Königs Tai-ping. Das Ganze ist wo möglich noch bombastischer, schwerfälliger und geschraubter, als sich chinesische Dichtungen im Allgemeinen dem westländischen Leser darstellen.

Peking-Zeitung bloß als „örtliche Banditen“ bezeichnet, waren dieselben doch im März 1852 bereits stark genug, um eine so volkreiche Stadt wie Nanking einzunehmen, eine provisorische Regierung zu errichten und sich seither siegreich daselbst zu behaupten. Zur Zeit als die Tai-ping-Rebellion zuerst ihr Haupt erhob, und der eben so energische als grausame Gouverneur Beh den Aufstand in Canton am leichtesten dadurch zu unterdrücken glaubte, daß er jedem irgendwie des Einverständnisses mit den Insurgenten Verdächtigen den Kopf abschlagen und auf diese Weise oft an einem einzigen Tag 800 Chinesen hinrichten ließ,¹ war es für einen Eingeborenen nicht mehr ganz geheuer sich ohne eine gewisse Legitimation auf den Straßen von Canton zu zeigen. Es wurden daher viereckige Stücke eines weißen Baumwollstoffes vertheilt, auf dem mit rother Farbe ein Zeichen gedruckt war. Diese Baumwollstreifen dienten als Kennzeichen für die Kaiserlich-Gesinnten, und wurden verbor- gen am Leibe getragen, um sie im Nothfalle vorzeigen zu können. Nach



Abzeichen der Kaiserlich-Gesinnten in Canton.

den, von Herrn Dr. Pfitzmaier über dieses Schriftzeichen angestellten Un-

tersuchungen besteht dasselbe eigentlich aus drei Zeichen in Tsao-Schrift 心手加, welche, was das mittlere und das letzte betrifft, auf eine ungewöhnliche Weise verschlungen und gekürzt zu sein scheinen, so daß nur

¹ Vom Februar bis September 1855 wurden in Canton allein über 70.000 Menschen hingerichtet. Mehrere Rebellenführer wurden, nach einer Verordnung im peinlichen Gesetzbuche, bei lebendigem Leibe in viele Stücke zehauen. Ein gewisser Kaufin in 108. — Vergleiche K. F. Neumann's höchst werthvolle „Ostasiatische Geschichte vom ersten chinesischen Kriege bis zu den Verträgen in Peking“ (1840—1860). Leipzig, Engelmann, 1861.

der Eingeweihte dieselben sogleich mit Bestimmtheit erkennen kann. Der gelehrte Sinologe glaubt, daß diese Zeichen für Kia-schen-sün „Hand und Herz bieten“, oder „das ursprüngliche (eigene) Herz bieten“ zu lesen sind, hat jedoch hinsichtlich des mittleren Zeichens, welches ungewöhnlich verzogen ist, keine Gewißheit, so daß das Ganze auch 惠加 Kia-hoei „Gewogenheit, Gnade zu Theil werden lassen“, oder, auf den Träger angewendet, „Einer, welcher der kaiserlichen Gnade theilhaftig ist“, bedeuten kann.

Die religiöse, mit der christlichen scheinbar verwandte Richtung der Tai-ping, ihre Erfolge und namentlich die letzte feindselige Stellung der Regierung zu Peking gegen die Fremden, steigerten die Sympathien der Engländer und Amerikaner für die Insurgenten und es wurden in den, in Hongkong und Schanghai erscheinenden englischen Zeitungen wiederholt Stimmen laut, welche empfahlen, die Insurrection zum eigenen Vortheile auszu-beuten, und vom religiösen Standpunkte aus das Wort zu Gunsten der fremdenfreundlichen, christlichen Secte der Tai-ping zu ergreifen, die jedenfalls eher als die falschen, wortbrüchigen, gößenanbetenden Mandschu's den Schutz und die Unterstützung des protestantischen Englands verdienten. Briefe und Mittheilungen, welche von Zeit zu Zeit über den Besuch und die Aufnahme von Missionären im Lager der Tai-ping veröffentlicht wurden, waren geeignet die günstigsten Vorstellungen über die Insurgentenschaar und ihre religiösen Bestrebungen zu verbreiten und an ihre Siege und Erfolge die freudigsten Hoffnungen in Bezug auf die Ausdehnung des Christenthums in China zu knüpfen. Zum Glück ließ sich die englische Regierung dadurch in der eingeschlagenen Politik nicht irre machen und bewahrte auch fortan die strengste Neutralität. Nur in Fällen, wo durch das Vorschreiten der Aufständigen das Interesse englischer Unterthanen oder des Handels im Allgemeinen gefährdet schien, suchte man mit dem „Himmlichen Fürsten“ und seinen Ministern in Unterhandlung zu treten und gegen jede Beeinträchtigung oder Beschränkung des öffentlichen Verkehrs mit Ernst und jenem Nachdruck, den einem diplomatischen Actenstücke gezogene Kanonen verleihen, zu protestiren. So verbot man den Insurgenten sich der Stadt Hankau weiter als bis auf 10 Li zu nähern und schützte dadurch nicht nur den eigenen Handel sondern auch die Stadt vor Plünderung und Verheerung. Durch den letzten Krieg wurde das Interesse an den Tai-ping etwas in den Hintergrund gedrängt und während unseres Aufenthaltes in Schanghai,

das gleichfalls wiederholt von den Insurgenten bedroht war, konnten wir nur wenig Neues über den Geist und das Wesen der ganzen Bewegung erfahren.

Seitdem aber der Vertrag von Peking die Verschiffung der größten Ströme dieses unermesslichen Reiches und das Vordringen ins Innere desselben gestattet, hatte man auch mehr wie jemals früher Gelegenheit, mit den Tai-ping zu verkehren und sich eine klarere Einsicht in ihren dermaligen Zustand und den Zweck und muthmaßlichen Erfolg ihrer Bestrebungen zu verschaffen. Man beginnt die Bewegung nüchterner zu beurtheilen und selbst Missionäre scheinen von den Erwartungen, welche sie in dieselbe als Beförderinn christlicher Zwecke setzten, allmählig zurückzukommen, obschon ein früherer protestantischer Missionär in Canton, der Rev. J. C. Roberts, welcher schon im Jahre 1847 mit Hung mehrere Monate verkehrte, dormalen eine Art Minister der auswärtigen Angelegenheiten bei der Insurgentenregierung in Nanjing ist. Die neuesten, uns über die Tai-ping zugekommenen Mittheilungen (welche bis zum 11. Juli 1861 reichen) enthüllen so vollkommen den Charakter der ganzen Bewegung, und gestatten nur mehr so geringe Zweifel über ihre eigentliche Tendenz, so wie über das, was man von ihr in Zukunft zu erwarten hat, daß wir das Wichtigste und Bezeichnendste aus dem sehr reichen und werthvollen Material zur Kenntniß des Lesers bringen wollen.

Die im Ganzen zwar correcte, in einzelnen Punkten aber sehr ungenaue Uebersetzung des alten und neuen Testaments hat dem Haupte der Tai-ping, dem „himmlischen König“ Anlaß zu höchst irrigen Auslegungen gegeben. Er hält seine eigenen Visionen und neuen Offenbarungen für wichtiger und von höherer Autorität kommend, als jene der heiligen Schrift. Seine Mission, sagt er, sei, eine neue von Wundern begleitete Verkündigung folgen zu lassen, und es wird ein drittes heiliges Buch der Welt gegeben werden, welches auf das alte und das neue Testament kommen, und das wahre Testament heißen wird. Nach Hung sind Gott und Christus beide in Menschengestalt auf der Erde erschienen. Christus ist nicht gleich dem Vater, oder eigentlich göttlich; er wird noch mit andern Erlösern in Verbindung gebracht und hat Frau und Kinder im Himmel.

Der himmlische König und sein Sohn bilden mit Gott und Christus eine Vierheit in der Einheit. Die Gegenwart des himmlischen Königs ist auch die Gegenwart Gottes, und die Regierung, wie sie dormalen in Nanjing haust, ist in der Phantasie der Tai-ping gewissermaßen das Himmelreich.

Die Tai-ping dulden nicht, daß man gegen diese Lehren predige, weil dies das Ansehen ihres Oberhauptes untergraben und den Feuereifer ihrer Truppen dämpfen würde. In ihren verschiedenen Proclamationen ist es deutlich ausgesprochen, daß Hung-Sin-Tsuen der Bruder des Heilands, der Sohn Gottes sei, und zwar im nämlichen Sinne wie Christus, ohne irgend ein anderes Vorrecht als jenes, welches der jüngere dem älteren Bruder einräumt. Sie erklären, daß es eben so eine himmlische Mutter, wie einen himmlischen Vater gebe, eine himmlische Schwester, wie einen himmlischen Bruder, und daß der verstorbene König des Westens, Fung-Yun-san, einer der ältesten Anhänger Hung's, gegenwärtig mit der himmlischen Schwester verheiratet ist. Sie verwerfen die Ansicht, daß irgend eine ihrer Offenbarungen, welche mit dem alten und neuen Testamente im Widerspruch steht, durch diese älteren heiligen Bücher berichtigt werden könnte. Ihre Offenbarungen, als die neuesten, sind auch als die maßgebendsten zu betrachten.

In einem Begrüßungsschreiben Hung's an den Missionär Roberts bei Gelegenheit der Ankunft des letzteren in Nanking im October 1860, erwähnt Hung seiner Himmelfahrt im Jahre 1837, der wiederholten wunderbaren Verwendung des Vaters und des Sohnes zu seinen Gunsten, so wie der Offenbarungen des östlichen Königs. Er erklärt, den Vater und Christus, die Himmelsmutter und die Himmelschwester gesehen zu haben. Er selbst ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, gleichwie es Gott und wie es Christus ist. Er ermahnt Roberts wiederholt, daß der Glaube an diese Dinge sehr wichtig sei, denn ohne diesen könne er weder hier nützlich, noch dort glücklich werden. Nach solchen Ansichten dürften christliche Missionäre, wenn sie gegen derlei Irrthümer, um nicht zu sagen Blasphemien, muthvoll predigen, schwerlich geduldet werden.

Der religiösen Ceremonien giebt es nur wenige. Die Tai-ping nennen zwar einen Tag in der Woche Anbetungstag, und zwar fällt dieser, mehr aus Versehen als aus Absicht, an einen Sonnabend; es zeichnet sich jedoch derselbe in Bezug auf religiöse Feierlichkeit in keiner Beziehung aus. Sie kaufen, verkaufen und bauen, gerade wie an anderen Tagen. Die Nacht vorher, gegen zehn Uhr werden zwei oder drei Schüsse abgefeuert, um anzuzeigen, daß die Stunde des Gebetes gekommen und der Tag der Anbetung nun beginnen werde. Eine Stunde lang ist jede Familie für sich mit Gebeten und Lobpreisungen beschäftigt. Alle Fremden, welche mit den

Tai-ping in Nanking verkehrten, erzählen, daß diese selbst in der Hauptstadt wo sie schon sieben Jahre lang angesiedelt sind, den Sonntag in keinerlei Weise weder durch Predigten, noch Auslegungen und Erklärungen der heiligen Schrift, noch durch Ermahnungen und fromme Rathschläge feiern und heiligen; sie besitzen weder Kirchen noch Tempel; ihr Gottesdienst besteht darin, daß sie, jeder Einzelne in seinem Hause, den englischen Lobgesang und einige Gebete wiederholen und verschiedene Opfer, wie Thee, Reis und die Lieber geschlachteter Thiere darbringen. Sie verrichten ihre Gebete knieend und singen dann zum Schlusse stehend einige Hymnen. Ein englischer Missionär, welcher mit der Ueberzeugung, die Insurgenten seien wahre, aufrichtige Christen, nach Nanking kam, giebt über dieselben das folgende scharfe aber wahre Urtheil: „Ich fand zu meinem Leidwesen keine Spur von Christenthum, wohl aber dessen Namen einem System der empörendsten Abgötterei beigelegt. Ihr Begriff von Gott ist so verzerrt, daß er wo möglich noch irriger ist als jener, welchen andere gözenanbetende Chinesen vom höchsten Wesen haben. Ihre Vorstellung vom Erlöser, welcher die ihm erwiesenen Ehren mit Andern theilt, ist roh und sinnlich. Ihre Gebete, weit entfernt eine wahre Gottesverehrung auszudrücken, erscheinen vielmehr nur als eine abgöttische Verspottung geheiligter Dinge!“

Ein befreundeter englischer Kaufmann, welcher im März 1861 den Admiral Sir Grant Hope auf seiner Forschungsreise am Yang-tse-kiang begleitete und eine Woche im ehemaligen Nanking, der jetzigen himmlischen Hauptstadt der Tai-ping zubrachte, entwirft von denselben folgende charakteristische Skizze: „Die Insurgenten ermuntern und unterstützen in keiner Weise den Handel, außer in Feuerwaffen und Munition. Auf unsere Vorstellungen, wie thöricht es sei, Dörfer und Städte zu verwüsten und den Verkehr zu hemmen, versprachen sie, nach hergestelltem Frieden Schulen und andere Institutionen errichten, und den Handel fördern zu wollen, aber jetzt müßten sie vor allem, wie sie sagten, „Berge und Flüsse sich unterwürfig machen“. Im Ganzen fand ich den Zustand der Rebellen viel besser,

¹ Obgleich die Literatur über die Insurrection der Tai-ping bereits ziemlich bedeutend ist, so ist es doch erst in der allerletzten Zeit gelungen, sich über das eigentliche Wesen der Bewegung genaue Kenntniß und Gewißheit zu verschaffen und über die religiöse und politische Bedeutung und Zukunft dieses merkwürdigen Aufstandes klarer zu sehen. Die wichtigsten bisher über die Tai-ping-Rebellion erschienenen Schriften sind: *The nose and their Rebellion*, by P. T. Meadows. — *Insurrection in China* by Gallery and Yvans. — *Account of Hung-Siu-tsiuen's visions*, by Rev. Th. Hamberg. — *Religious*

als ich vermuthete. Sie sind gut gekleidet und wohlgenährt. Die Bevölkerung von Nanking besteht ausschließlich aus Angestellten; Niemand, welcher nicht zur Armee oder Administration in Beziehung steht, wird innerhalb der Stadtthore zugelassen. Die Mehrzahl der Bewohner, welche ich auf 20.000 Seelen schätze, sind Gefangene und Sklaven aus allen Theilen des Reiches. Obschon zu den schwersten Arbeiten verwendet, erhalten sie doch keinerlei Sold, sondern werden bloß verköstigt und gekleidet. Ich sah eine staunenswerthe große Anzahl hübscher junger Frauen, in eleganten Sutschauer Seidenstoffen. Es waren gleichfalls Kriegsgefangene aus Sutschau und andern Orten, welche in der himmlischen Hauptstadt gerade nicht zum christlichsten Lebenswandel angehalten werden. Die Stadt Nanking sowohl als die Vorstädte, das schöne, alte Grabmal der Ring-Kaiser und die weltberühmte Porzellan-Pagode sind gänzlich zerstört; anstatt wie einst durch breite, gut gepflasterte Straßen, muß der Fremde nunmehr über Ziegelhaufen und Schutt seinen Weg nehmen. Die Paläste der Könige der Tai-ping-Dynastie stechen daher um so augenfälliger zwischen den Ruinen hervor. Sie mußten neu erbaut werden, denn die alten Yamuns und Tempel liegen gleich der ganzen Táu-tai-Stadt in Trümmern.

Das Oberhaupt bewohnt einen großen Palast. Seine Dienerschaft besteht in 300 weiblichen Aufwärttern. Außerdem sind ihm, seinem Range entsprechend, 68 Frauen zu halten gestattet. Niemand, außer die Könige, deren es im Ganzen 10 oder 11 giebt, von welchen aber in Nanking nur zwei residiren, darf sich seiner geheiligten Person nähern. Gleichwohl ist Hung mehr als eine bloße Puppe in den Händen seiner Minister; er ist es hauptsächlich, welcher die ganze Bewegung im Fluß erhält. Die Disciplin wird unter den langhaarigen Insurgenten weit mehr als unter den kaiserlichen Truppen aufrecht erhalten und viele der jüngeren Soldaten haben gewinnende Manieren.

Condition of the Chinese, by Rev. J. Edkins. — Medical Missionary in China, by D. Lockhart. — Twelve Years in China by a British Resident (John Scarth). — China in 1858, by J. Wingrove Cook. — Lord Elgin's Mission to China and Japan, by L. Oliphant. — China Mail. 1853—61. — North China Herald. 1853—61. — Hong-Kong Register, 1853—61. — Friend of China. 1853—61. — Chinese Missionary Gleaner. London 1853—54. — Calcutta Review. 1853—54. — Geschichte des englischen Reiches in Asien von Karl Fried. Neumann. Leipzig, Brodthaus. 1857. — Ostasiatische Geschichte vom ersten chinesischn Kriege bis zu den Verträgen von Peking (1840—1860). Von Karl. Fried. Neumann. Leipzig, W. Engelmann. 1861. — Geschichte von Ostasien für Freunde der Geschichte der Menschheit, dargestellt von Dr. J. C. H. Kaeuffer u. Leipzig, F. A. Brodthaus. 1860.

Die Könige oder Wangs sehen dagegen äußerst träg und liederlich aus, und machen, wenn sie in marktstreuivisch gelbem Anzuge, eine Krone aus Flittergold auf dem Haupte, mit einem theatralischen Aufwand von Würde daherschreiten, einen höchst lächerlichen Eindruck. Kein einziger dieser sogenannten Könige versteht den, unter den gebildeten Classen so verbreiteten Mandarindialekt, keiner außer Hung und Kan-wang hat eine bessere Erziehung als die eines Kuli's genossen.¹ Sie haben Linguisten an ihrer Seite, welche das Geschäft des Lesens und Schreibens für sie verrichten.

Die Bewaffnung der Tai-ping ist höchst erbärmlich und der Umstand, daß sie über die kaiserlichen Truppen die Oberhand zu behaupten vermögen, beweist am deutlichsten die völlige Rathlosigkeit und Unfähigkeit der chinesischen Regierung. Ich habe nicht die geringste Hoffnung, daß aus der religiös-politischen Bewegung der Tai-ping jemals irgend ein Vortheil für Civilisation oder Christenthum erwächst. Kein Chinese will mit ihnen etwas zu thun haben. Ihre ganze Thätigkeit besteht in Sengen, Morden und Zerstören. Sie werden allenthalben vom Volke gehaßt, selbst diejenigen Bewohner der Stadt, welche nicht zur „Brüderschaft“ gehören, hassen sie. Seit acht Jahren behaupten sie sich in Nanking, das sie zerstörten, und noch haben sie nicht die geringsten Anstrengungen gemacht es wieder aufzubauen. Handel und Industrie sind verboten. Ihre Grundsteuern sind dreimal so hoch als jene der rechtmäßigen Regierung. Sie treffen keinerlei Maßregeln die Wunden, welche sie dem Volke geschlagen, zu heilen, noch erscheint ihre Handlungsweise derart, als ob sie ein dauerndes Interesse am Boden hätten. Sie kümmern sich nicht, die langsamen aber sicheren Quellen der Staatseinnahmen zu öffnen und zu vermehren. Sie ziehen es vor, durch Plündern ihr Leben zu fristen. Nichts in ihrem ganzen Vorgehen giebt die Gewähr für eine Besserung und Consolidirung des dermaligen Zustandes, nichts in der ganzen Geschichte der Tai-ping flößt Vertrauen oder Sympathien für eine Bewegung ein, welche unter der Maske religiöser Reformen den häßlichsten Eigennutz und Terrorismus birgt und unter dem Vorwande, allgemeinen Frieden unter den Menschen zu verbreiten, die Geißel der Verheerung und Verwüstung über die Provinzen schwingt, die sie durchzieht.“²

¹ Nanking wird daher auch häufig die Stadt der „Kuli-Könige“ genannt.

² Ganz ähnlich lautet das Urtheil der Engländer, welche Lord Elgin im December 1858 bei seiner Untersuchungsfahrt des Kiang begleiteten und längere Zeit mit den Tai-ping verkehrten. „Die Lehren

Am 11. August verließ die Novara ihren Ankerplatz vor Schanghai und benützte, den Schleppdampfer Meteor' an die Seite gebunden, die erste Hochfluth, um wieder in den Yang-tse-kiang zu gelangen. Vor Wusung erwarteten wir noch die fällige Post, und wurden, nachdem diese angekommen war, am 14. August von dem „Meteor“ bis hinaus vor Gûk-laff-Eiland geschleppt. Hier mußten wir in Folge von Windstille und Strömung neuerdings ankern, bis endlich am 15. eine frische Südostbrise aufsprang und uns in die offene See brachte.

Das Wetter hatte sich in den letzten Tagen merklich geändert. Auf drückend heiße Tage war in Folge wiederholter, äußerst heftiger Gewitter plötzlich eine beträchtliche Abkühlung der Atmosphäre eingetreten. Das Thermometer, welches, während wir vor Schanghai lagen, zwischen 30 bis 34° C. wies, zeigte jetzt des Morgens nur 20° C. und erhob sich im Laufe des Tages höchstens auf 25°. Die Zahl der Fieber-Kranken, welche bereits bis auf einige siebenzig gestiegen war, fing allmählig an sich zu vermindern. Auch bei einigen von der Dysenterie befallenen Kranken trat ein Schimmer von Besserung ein.

Der Barometerstand war für die Breite, in der wir uns befanden, und für die herrschende Jahreszeit ungemein hoch (30.100 englische Zoll), und obgleich derselbe den fortwährend wehenden östlichen Brisen zugeschrieben werden mochte, so näherten wir uns doch der Jahreszeit, in welcher die Monsune wechseln und der Stabilität des Südost nur wenig Vertrauen geschenkt werden durfte. In der That setzte schon am 17. der Wind nach N. D. zu O. um, und unser Kurs war jetzt im Mittel S. D. In dieser Richtung

ihrer Religion bestehen in einem höchst sonderbaren Gemisch jüdischer Sagen, christlicher Theologie und chinesischer Philosophie. Sie führen Vertilgungskriege wie die Juden im alten Testamente, leben wie die schlechtesten Namenschristen und glauben wie — Chinesen.“ Vergl. The Earl of Elgin's Mission to China and Japan. By Laurence Oliphant, London 1859. II, p. 463.

¹ Die Preise, welche der Eigenthümer des kleinen Räderdampfers „Meteor“ für Schleppdienst fordert, und welche je nach dem Tiefgange des remorquirten Schiffes berechnet werden, sind:

	bis 15' Tiefg. und darunter	15' — 17'	17' — 18'	18' — 19'	19' und mehr
Von Schanghai nach Gûk-laff-Eiland E. b. W.	300	350	400	450	500
Von Schanghai nach Wusung . . .	150	175	200	225	250
Von Wusung nach Gûk-laff-Eiland .	225	250	275	300	350

und vice-versa

wäre es aber ohne Laviren nicht möglich gewesen, nördlich von der Liu-tschiu-Gruppe zu passiren, während wir mit losen Bulinen und günstigem Wind gegen den südlichen Canal laufen konnten. Die Sonne ging in einer dichten Nebelhülle am Horizont unter. Der westliche Himmel war stark geröthet und die Sterne erglänzten ungewöhnlich in einem zitternden Lichte. Das Barometer fing langsam aber bedenklich zu fallen an. Die See war etwas bewegt. Es wurde nun der Curs *SO.* zu *S.* genommen.

Am folgenden Morgen frischte die Brise auf und räumte¹ ein wenig; der Himmel war mit Haufenwolken bedeckt, die gegen Nordost eine sehr dunkle, beinahe schwarze Farbe annahmen. Wind und Seegang nahmen an Stärke zu, die Luft trübte sich immer mehr, das Barometer fiel fortwährend, — es schienen sich alle Anzeichen eines nahenden Unwetters einzustellen.

Der 18. August, der Geburtstag unseres Kaisers sollte auch im fernen Meere, in Mitte der chinesischen See feierlich begangen werden. Alles war für den Gottesdienst vorbereitet, welcher um zehn Uhr Morgens in der Batterie der Fregatte in Gegenwart des Stabes und der ganzen dienstfreien Mannschaft abgehalten werden sollte. Der Commodore hatte viele Herren des Stabes für diesen Tag zur Tafel geladen. Am Lande pflegt man die Elemente nicht erst viel zu consultiren, wenn es sich um ein ähnliches Fest handelt, und um Wind, Regen und hohe See kümmern sich die Gäste wenig, die bei einem derartigen Anlasse im geschmückten Saale sich versammeln. Zur See dagegen gestalten sich die Verhältnisse anders. Wind und Wellen sind hier die Herrscher, vor deren Machtgebot sich der Seemann beugen muß. Dies war auch beim Feste am 18. August der Fall.

Schon das Hochamt mußte unterbleiben, indem der Seegang zu heftig war und die Stückpforten der Batterie, wo diese religiöse Handlung gefeiert werden sollte, geschlossen bleiben mußten, um die hereinschlagenden Wellen abzuwehren. Als die Stunde des Festmahles nahte, hatten sich die Elemente in ihrer feindlichen Opposition bereits klar ausgesprochen — es blieb kein Zweifel mehr übrig, daß es einen Kampf mit einem der berühmtesten Teifune² des chinesischen Meeres zu bestehen galt. Diese Stürme, welche am häufigsten zur Zeit des Monsunwechsels im August, September und October

¹ Der Wind „räumt“ heißt in der Seemannssprache so viel als der Wind wird günstiger.

² Tei-fun (englisch Typhoon), starker Wind. Während einige Schriftsteller das Wort vom arabischen tufan, „heftiger Sturm“, ableiten, wollen andere darin das Ungeheuer (Typhos) der griechischen Mythe

loßzubrechen pflegen, wenn der Nordostpassat plötzlich gegen den Südwestmonsun vordringt, sind, ähnlich wie die Tornados Westindiens, die Pamperos an der Ostküste Südamerika's und die Orkane in der Nähe von Mauritius, Wirbelwinde im größten Maßstabe und von der furchtbarsten Heftigkeit, bei welchen sich die Luft mit rasender Geschwindigkeit um einen nicht stille stehenden, sondern fortschreitenden, mehr oder weniger windstillen Mittelpunkt in kreisender Bewegung dreht, daher sie auch gemeinlich Cyklonen oder Kreisstürme genannt werden, zum Unterschiede von anderen Stürmen, bei welchen der Wind vorherrschend nur aus Einer Richtung kommt. Der wissenschaftlichen Forschung ist es gelungen, die wunderbare Gesetzmäßigkeit zu ermitteln, nach welcher bei solchen Kreis- oder Drehstürmen in der südlichen Hemisphäre die Luftmassen eine Kreisbewegung wie die Zeiger einer Uhr haben, während sie in der nördlichen Hemisphäre gerade in umgekehrter Weise rotiren. Ganz ähnlich verhält es sich mit ihrer Bahn, nämlich mit der Richtung, in der das Centrum, um welches die Luft wirbelt, sich fortbewegt. Die Kenntniß und Berücksichtigung dieser sogenannten Cyklonengesetze macht es dem Seefahrer in den meisten Fällen nicht nur möglich, dem gefährlichen Centrum solcher Wirbelstürme, welches selbst die besten und stärksten Schiffe mit fast unvermeidlichem Untergange bedroht, auszuweichen, sondern den Sturmwind gleichzeitig am Rande der Cyklone (deren Durchmesser zuweilen 300 bis 1000 Seemeilen beträgt) zu einer raschen, günstigen Fahrt zu benützen.

Der Wind hatte um Mittag dermaßen an Kraft zugenommen, daß man die Segel theils bergen, theils reefen mußte. Die See bäumte sich und schüttete zeitweise ihre hochaufsteigenden Wellen über Bord. Das Schiff wurde so gewaltig hin und her geworfen, daß alles, was nicht festgeschraubt oder seefest gestaut war, von einer Seite auf die andere geschleudert wurde. Nichtsdestoweniger setzte man sich zur Tafel, band Stühle und Tisch fest, und wer von den Geladenen nicht am Seeübel litt, nahm heiter und lustig am Mahle Theil. Aber selbst diese Vorsichtsmaßregeln hinderten nicht manchen unliebamen Zwischenfall. Von einem fürchterlichen Ruck des Schiffes überrascht, verschwand plötzlich ein Theil der Gesellschaft mit Gläsern, Flaschen und Teller vom Tische und lag im wilden Durcheinander auf

erblicken, welches die Erde mit dem Tartarus erzeugte, und von dem alles Schädliche und Verderbliche in der Natur herrührt. Wer jemals einen Teifun erlebte, wird sich bereitwilligst dieser Auslegung beigesellen.

dem nicht minder schwanken Boden. Stühle und Fauteuils hatten die Beine gebrochen, alles Zerbrechbare war in Trümmer und Scherben gegangen, aber die Gäste waren glücklicher Weise ohne Beschädigung davon gekommen. Man nahm neuerdings an der großen festgeschraubten Tafel Platz, auf welcher nichts mehr als das leere Tischtuch sicher war, und jeder suchte nun noch sorglicher wie zuvor seine Position zu behaupten. Als am Schlusse des Mahles der Befehlshaber der Expedition den üblichen Trinkspruch ausbrachte und die Gäste ihre Gläser auf das Wohl des erhabenen Regenten leerten, dessen Geburtsfest am Bord der Novara eben in so seltsamer Weise gefeiert wurde, spielte die Musikbande, so gut als es die heftige Schiffsbewegung zuließ, die Volkshymne und ein lautes „Hoch“ übertönte das Gefrache des Schiffes, das Heulen des Windes und das dumpfe Gebrülle der immer mächtiger gegen die Schiffsplanken rollenden Wogen.

Die Sonne versank in Wolken; wir fuhren mit dicht gereistem Mars- und Sturmsegel über ein chaotisch aufgewühltes Meer, hinein in tiefhängende, schwere, graue Nebel- und Dunstmassen; das Barometer ging noch immer zurück und bei einbrechender Nacht heulte der Wind unheimlich in stürmischen Tönen sein trauriges Lied durch Masten und Tauwerk. Der Umstand, daß der Wind schralt¹ und bis N. zu N. umsprang, war ein Zeichen mehr für die rückgängige Bewegung des Centrums der Cyclone; wir mochten nun sicher sein, uns auf der rechten Seite vom Mittelpunkte des Drehwindes zu befinden. Gegen Mitternacht räumte der Wind bis N. D., blies nun beständig aus diesem Striche, nahm an Kraft noch zu und entwickelte sich zum heftigsten Orkan. Der Mittelpunkt der Cyclone mußte seine Bahn wieder geändert, einen Scheitel gebildet und eine Bewegung gegen uns gemacht haben.

Unsere Position (um Mittag 27° 25' nördl. Br. und 125° 23' östl. L. von Greenwich) war die ungünstigste, die es geben konnte. Wir hatten Nordostwind, befanden uns also im nordöstlichen Quadranten der Cyclone, deren Centrum, wenn es, wie gewöhnlich bei den Teifunen, sich nordwestlich oder westlich vorwärts bewegte, uns um so eher zu erreichen drohte, als unser Cours gegen Südost auf die breite Straße gerichtet war,

¹ Der Wind „schralt“, sobald er anfängt, der Fahrt des Schiffes ungünstig zu werden, und beinahe von vorne in die Segel fällt, wenn das Schiff seinen Cours behalten will. Schralten ist also das Gegenheil von „räumen“.

welche zwischen den Liu-tschiu-Inseln und der Meiacosima-Gruppe aus dem chinesischen Meere in den stillen Ocean führt. Es blieb kein anderer Ausweg übrig, als sich in der Richtung W. zu S. von dem wahrscheinlich nach Nordwest vorschreitenden Centrum des Drehwindes zu entfernen, mit welchem Course wir gegen das Nordende der Insel Formosa steuerten.

Die Nacht vom 18. auf den 19. August war im vollsten Sinne des Wortes eine Sturmnacht. Gegen Mitternacht wurde das tiefgereeete Vormarssegel wieder in die Schoten gesetzt um im Course West zu Süd einigen Weg zurückzulegen. Hatten wir den Gang des Cyclonen-Centrums richtig berechnet, so mußte der Wind, sobald wir vorwärts kamen, schralen, da wir uns nun wieder auf der linken Seite seiner Bahn befanden.

Der anbrechende Tag (19. August) zeigte uns einen düstern, trüben, nebelgrau umzogenen Himmel, die Wolken hingen bis tief herab und vermischten sich fast mit dem, vom heftigsten Sturme wild aufgeregten Meere. Das Auge des Auslugers, reichte kaum auf eine Kabellänge vom Schiffe. Regen und über Bord gepeitschte Wolkenspitzen, die der Orkan mit Wuth verstreute, hüllten uns in ein unheimliches Halbdunkel. Gegen Nordost bezeichnete die bleigraue Färbung compacterer Wolkenbänke die Lage des Cyclonen-Centrums. Die Bewegung des Schiffes war eine so gewaltige, daß die Seitenboote beständig Wasser schöpften und dieses beim Rollen der Fregatte wieder stromweise aufs Verdeck gossen. Zuweilen füllten sie sich dermaßen mit Wasser, daß durch ihr Gewicht die Krähne zu zerbrechen drohten, an welchen sie festgemacht sind. Die Batterie war von den Sturzwellen überschwemmt, welche an der Schiffswand zershellten und deren Schaum der Sturmwind bis hoch in die Masten jagte. Die Wellen kreuzten sich in allen Richtungen, fast konische Wellenberge erhoben sich plötzlich, so weit man es zu schätzen vermochte, bis zu 25 und 30 Fuß Höhe und versanken wieder eben so schnell. Es war die wahre pyramidale See der Cyclonen, von welcher die Schiffe, welche im Bereich dieser Wirbelstürme kommen, fast noch mehr zu fürchten haben, als von der Heftigkeit und Gewalt des Orkanes selbst.

Der Wind, welcher nunmehr westlicher wehte, zeigte, daß bisher richtig manövrirt worden und die Bahn der Cyclone nach NW. gerichtet war. Unter solchen Verhältnissen schien es am gerathensten unsere Reise nach den Mariannen fortzusetzen und den Orkan zugleich zu einer schnellen Fahrt

zu benützen. Wohl mußten wir uns demſelben etwas nähern, folglich heftigeren Wind erfahren, aber die Fregatte hatte ſich bisher als ein gutes, ſeetüchtiges Schiff bewährt, der Sturm war unſerer Fahrt günſtig und ein weiteres Verbleiben an Ort und Stelle aus dem Grunde nicht gerathen, weil wir noch mehr gegen die Klippen der Meiacoſima-Gruppe getrieben worden wären. Der Curs wurde alſo S. D. zu D. gerade auf die



Die Fregatte Novara im Teifun.

Mitte des Canals ſüdlich von den Liu-tſchü-Inſeln genommen. Bei dem beinahe 120 Seemeilen breiten Fahrwaſſer dieſes Canals war zu hoffen, daß wir trotz den Fehlern, welche ſich bei ſo verſchiedenen Manövern, bei dem Mangel aſtronomiſcher Beobachtungen und bei der etwaigen Strömung, von denen ähnliche Orkane meiſt begleitet ſind, eingeglihen haben konnten, dennoch ſicher und ungefährdet durchſegeln würden.

Der Wind blieb anfänglich auf Backbord und war NW.; gegen Mittag setzte er NW. zu W. um, so daß wir gerade vor dem Winde fuhrten. Das doppelt gereefte Focksegel wurde noch beigeseht, um schnellere Fahrt zu machen. Gegen sechs Uhr Abends tobte der Orkan mit aller Wuth, Böen folgten auf Böen, die einzige Wolke, welche den Himmel bedeckte, schien bis ins Meer zu reichen, die ganze Luft war erfüllt von Wasserstaub, man vermochte vom Hintertheil des Schiffes kaum das Vordertheil zu sehen. Der Sturm, über die schäumende Wasserfläche hinfahrend, erzeugte einen tiefen, fast metallisch klingenden Ton, der sich von dem Sausen und Pfeifen im Tau- und Segelwerk deutlich unterscheiden ließ. Mit vierfach gereeftem Groß- und Vormarssegel und doppelt gereeftem Focksegel schoß die Fregatte mit einer Geschwindigkeit von 14 Meilen per Stunde in düsterer Nacht durch die Straße zwischen den Liu-tschiu- und Meiacosima-Inseln aus dem chinesischen Meere in den pacifischen Ocean, und wurde mit so grauvoller, fast unwiderstehbarer Heftigkeit auf den Bogen herumgeworfen, daß es selbst für den geübten Seemann nicht mehr möglich war zu stehen und sich fortzubewegen, ohne sich an den, zu diesem Zwecke von einem Ende des Schiffes zum andern gezogenen Tauen festzuhalten.¹ Um vier Uhr Nachmittags hatte das Barometer seinen niedersten Stand (29.302 engl. Zoll bei 19.9° C.) erreicht, auf dem es mehrere Stunden lang hartnäckig verblieb. Erst gegen neun Uhr Abends fing es wieder langsam zu steigen an, eine Erscheinung, in welcher wir den sichersten Beweis begrüßten, daß wir uns vom Cyklonen-Mittelpunkte entfernten. Gegen elf Uhr Abends hoben sich einige dunkle Wolken in SSO., der Horizont vergrößerte sich; es trat entschieden eine Wendung zum Bessern ein.

Am 20. bei Tagesanbruch zeigten sich Masten und Tauwerk der Fregatte bis hoch hinauf mit einer Kruste von Seesalz überzogen, und gaben Zeugniß von der gewaltigen Höhe, zu welcher der Wasserstaub der tobenden Fluthen emporgetrieben worden war. Der Wind war bereits WSW., das Barometer bis auf 29.500 englische Zoll gestiegen, wir hatten es nur mehr

¹ Wir machten während des Sturmes die in physiologischer Beziehung nicht uninteressante Bemerkung, daß gerade als der Orkan am heftigsten wüthete, selbst minder seefüchtige Naturen, wahrscheinlich in Folge der Aufregung, von der Seekrankheit verschont blieben. Aus einem ähnlichen Grunde scheinen Menschen, welche durch einen Schlangenbiß verwundet wurden, und die man als Antidot mit Branntwein zu betäuben sucht, das vier- und selbst fünffache jenes Quantum zu vertragen, welches sie im gewöhnlichen Zustande bereits vollständig berauschen würde.

mit einem gewöhnlichen Sturme zu thun, und mochten die Cyclone als überwunden betrachten. Die Wiſſenſchaft hatte uns den Weg gezeigt, dem Mittelpunkt des Drehſturmes glücklich auszuweichen und den Orkan zugleich mit Vortheil zur Beſchleunigung unſerer Reiſe nach den Mariannen zu benützen.

Um acht Uhr Morgens erſchien die Sonne, zwar nur auf wenige Augenblicke, aber doch lange genug, um eine Beobachtung anſtellen zu können. Nach dieſer erwies ſich in der Länge kaum eine Meile Unterſchied mit der gegißten (d. h. der, mit Vordmitteln annähernd beſtimmten) Rechnung. Wir hatten binnen vierundzwanzig Stunden (die Zeit mitgerechnet, welche wir beiliegen mußten) im Generalcours E. D. zu D. 218 Meilen zurückgelegt. Nachmittags heiterte ſich der Himmel auf. Der Seegang war noch ſehr heftig, aber die Luft wurde nach und nach reiner und durchſichtiger und ſelbſt die Wolkenbank in N. D., die noch immer das Centrum der Cyclone bezeichnete, lichtete ſich allmählig und verſchwand gänzlich vor Sonnenuntergang. Die Fregatte hatte ſich während dieſes wüthenden Orkans als ein ſehr tüchtiges Seeſchiff erwieſen, keinerlei erhebliche Havarie war bei Gelegenheit der Muſterung zu bemerken, die man, ſobald es das Wetter erlaubte, am ganzen Schiffe, an Maſten und Tauwerk mit großer Sorgfalt und Aufmerkſamkeit vornahm. Maſten und Segel, welche bei ähnlichen Kämpfen gegen die Elemente ſo leicht eingebüßt werden, zeigten ſich unverſehrt, nur einige Kupferplatten an der ſogenannten Spiderhaut (der äußeren Bekleidung des Schiffskörpers unter Waſſer) hatten ſich in Folge des heftigen Wellenſchlages abgelöſt, während die noch vorhandenen durch den Widerſtand, den das Schiff bei ſeinem Vorwärtſtreiben fand, wie dünnes Papier aufgerollt erſchienen. Sogar die Gallerie am Hintertheil, die beſonders, während die Fregatte vor dem Winde lief, in großer Gefahr ſchwelte, hatte nur wenig gelitten. Das Gleiche war leider nicht mit einer kleinen Menagerie ſeltener Vögel und Affen der Fall, welche ſich auf dieſer Gallerie (unter gewöhnlichen Umſtänden der geſchützteſte Ort am ganzen Schiff) in kleinen, mit getheerter Leinwand bedeckten Käſtchen untergebracht befanden. Die Leinwanddecke wurde vom Orkane weggeriſſen, der Sturm drang in die Käſtche und rupfte die armen Vögel ſo arg, daß ſie völlig entfedert und nackt im erbarmungswürdigſten Zuſtande umkamen. Auch die vierfüßigen Thiere, deren Geſtöhne und Gejammer ſchon während des Sturmes

ihre Qualen zu erkennen gab, hatten ſehr ſtark gelitten. Zwei Ochſen und mehrere Schafe verendeten ſchon am 19. Die meiſten der überlebenden Thiere magerten binnen achtundvierzig Stunden entſetzlich ab, und ſelbſt die erſt noch ſo wilden und unbändigen unter ihnen, zeigten ſich jezt zahm und zutraulich.

Aus der beiliegenden Karte, welche alle geſteuerten Curſe während des Orkans vom 18. und 19. Auguſt und die aus den Barometer-Beobachtungen entnommene Bahn des Centrums der Cyklone darſtellt, dürfte der Leſer wohl zur Genüge den jedesmaligen Einfluß der Nähe des Centrums erſehen und es erklärlich finden, daß bei dem letzten, um acht Uhr Morgens am 19. abſichtlich gewählten Curſe SO. zu O. die Heftigkeit des Sturmes doch noch durch einige Stunden zunehmen mußte, indem wir factiſch dem Centrum der Cyklone näher kamen, bis endlich am 19. gegen Abend, theils durch die Fahrt des Schiffes gegen SO., theils durch das Vorſchreiten des Cyklonen-Centrums gegen NW. die Entfernung vom Mittelpunkte dermaßen vergrößert wurde, daß ſich die atmöſphäriſchen Verhältniſſe für uns wieder freundlicher geſtalteten und auch das Barometer wieder zu ſteigen begann.

Am 18., beiläufig um ſechs Uhr Abends, bildete die Cyklone, wie man auf der Karte ſieht, ihren Scheitel und begegnete der ziemlich hohen und großen Inſel Okinawaſima der Liu-tſchiu-Gruppe, wodurch eine Störung der Windrichtung ſtattfinden mußte. Durch den in den nördlichen Gewäſſern China's eingebrochenen Nordoſtpaſſat, welcher in dieſer Jahreszeit vorzudringen ſucht, um ſpäter den Südweſtmonſun gänzlich zu verdrängen, ſo wie durch den Südweſtmonſun, der ſüdlich von Formoſa wehte, bildete ſich am nördlichen Theile dieſer Inſel, wahrſcheinlich auch durch beſondere Temperatur-Verhältniſſe des Bodens begünſtigt, ein geſchloſſener Raum niederen Barometerdruckes, und indem dieſer die zunächſt von SW. und NO. eindringende Luft nöthigte, ſich zu beugen und eine Drehung in der entgegengeſetzten Richtung, wie jene eines Uhrzeigers, zu machen, gab er Veranlaſſung zur Bildung einer Cyklone.

So lange der SW. an Stärke überwiegend war, bewegte ſich das Centrum der Cyklone oſtwärts und zog in die Gegend des geringeren Luftdruckes. Allein die auf ihrem Wege angetroffenen Inſelgruppen, ſo wie der ſich mehrende Luftdruck in SO. und O. müſſen die Cyklone, dem erzeugten Widerſtande gemäß, zur Bildung des Scheitels gezwungen haben, worauf

dieselbe wieder nordwestlich gegen die chinesische Küste zog, um sich daselbst, wahrscheinlich in Folge des sich mehrenden Druckes der umgebenden Luft, aufzulösen. Wir befanden uns gerade 48 Stunden, nämlich vom 18. August sechs Uhr Abends bis 20. August sechs Uhr Abends im Bereiche des eigentlichen Teifuns und waren am 19. dessen Centrum am nächsten; doch dürften wir, nach dem niedersten, von uns beobachteten Barometerstand zu urtheilen, immerhin noch 100 Seemeilen vom eigentlichen Centrum entfernt gewesen sein. Es war der erste Teifun des Jahres 1858, welchen die in Schanghai erscheinende Zeitung „North China Herald“ schon mehrere Wochen vorher prophezeit, und der tausendjährige chinesische Kalender für den 10. August angelegt hatte.

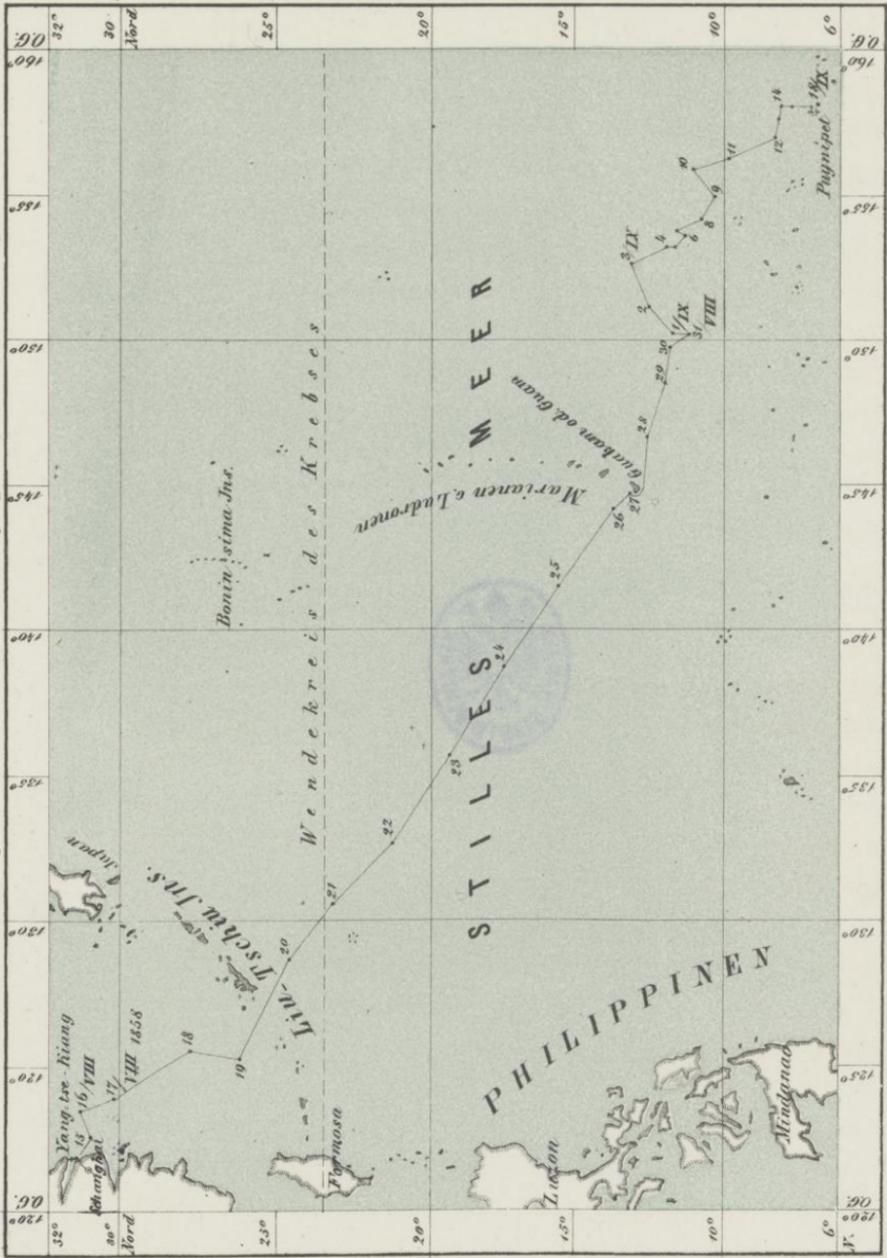
Unser Kurs war nun nach dem Mariannen-Archipel gerichtet. Das Wetter blieb noch mehrere Tage hindurch unstät und der Seegang sehr stark fühlbar, als am 26. August die Insel Guam oder Guaham, die südlichste der Mariannen, in Sicht kam. Wir hatten in 12 Tagen 1860 Meilen zurückgelegt, freilich mit der ungestümen Hülfe eines Teifuns, aber der Weg war gemacht, und um das Wie? kümmert sich der Seemann wenig, wenn er sein Ziel nur schnell und ohne Schaden erreicht.

Am Morgen des 27. August steuerten wir gegen die Umata-Bucht, obschon es bei den gerade wehenden Südwestwind, gegen welche diese Rhede offen steht, ziemlich zweifelhaft war, einen gesicherten Ankerplatz zu finden. In der That überzeugten wir uns, als wir dem Lande näher kamen, bald von der Unmöglichkeit in der herrschenden Jahreszeit daselbst zu ankern, während es andererseits eben so wenig gerathen schien, in den guten, aber sehr schwierigen Hafen von San Luis de Apra einzulaufen, indem man, so lange der Südwestmonsun dauert, mit einem großen Schiffe nicht leicht wieder herauszufegeln vermag und zuweilen 3 bis 4 Wochen darin gefesselt bleibt. Es wurde daher der Befehl zum „Anluven“¹ gegeben, um gegen den auffrischenden Westwind aus der von zahlreichen Korallenriffen begrenzten Bucht zu laviren, was viel Zeit und Mühe in Anspruch nahm, so daß die Riffe erst nach mehreren forge- und beschwerdevollen Stunden umsegelt werden konnten.

Die Insel Guam mit ihren hohen grünen Gebirgsrücken, ihren zahlreichen Thälern und dicht bewaldeten Schluchten hatte ein freundliches,

¹ Anluven heißt, die Richtung des Schiffes derart verändern, daß der bis dahin auf das Hintertheil oder auf die Seite des Schiffes treffende Wind mehr von vorne in die Segel fällt.

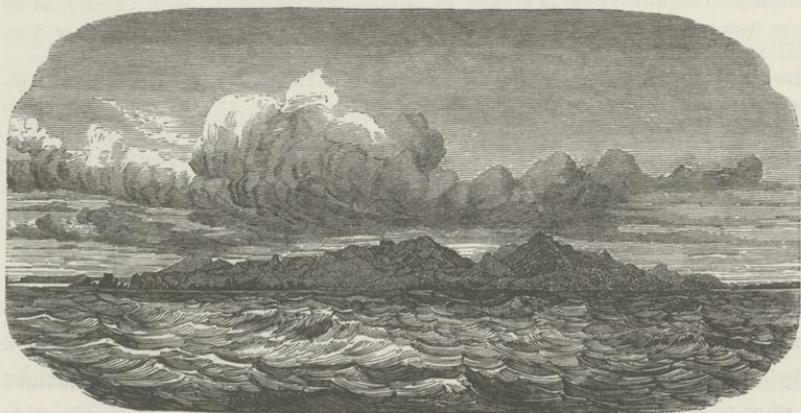
XIV. Von Schanghai nach Guaham und Puyupet. (Garolinen Archipel).



heiteres Ansehen, scheint aber nur wenig bebaut zu sein. In Umáta, von dem man einige Häuser ausnahm, wehte von einem kleinen Fort in der Nähe der Ansiedlung die spanische Flagge, welche bei Annäherung der Fregatte erst gehißt worden war.

Am 30. August, in $149^{\circ} 53'$ östl. Länge erreichten wir die östliche Grenze des Südwestmonsuns, und, obwohl kaum mehr als vier Tagereisen von unserem nächsten Reiseziel, der Insel Pohnipet entfernt, wenn eine günstige Brise unsere Segel geschwellt und weiter geholfen hätte, kamen wir doch erst am 15. September in Sicht dieser herrlichen Waldinsel; denn so stürmisch und aufregend unsere Fahrt begonnen, eben so trostlos und ermüdend wirkten jetzt die Windstillen, in welchen wir Tage, ja Wochen lang mit schlaffen Segeln lagen. Ein qualvoller, unerquicklicher Zustand der Trostlosigkeit, den nur derjenige zu beurtheilen vermag, welcher jemals selbst am Bord eines Segelschiffes, mitten auf offener See, in bedenklicher Stille festgebannt war, —

„Wenn Welle ruht und jedes Luftgeflüster,
Wenn Meer und Himmel schweigend sich umschlingen
Und fromm, fast wie zwei betende Geschwister!“ —



Insel Guam im Karolinen-Archipel.